BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Skizzen
aus dem
Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

Geschwisterleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Mädchen und die Rose.

Wir begeben uns nun in eine Wohnung, die der Dalberg'schen sehr unähnlich ist. Sie befindet sich weit draußen in den Vorstädten Stockholms.

Wir treten in ein Zimmer, das ziemlich groß, aber nackt, kalt und leer ist. An den gelbgrauen Kalkwänden schillern feuchte grüne Flecken von Moderflechten, die sich von der Feuchtigkeit nähren und üppig wachsen. Halb geronnene feuchte Tropfen hängen an dem Täfelwerk und an der Thür. Es ist ein unbehaglicher, schlimmer Aufenthalt.

Und doch sieht man Spuren einer ordnenden, pflegenden Hand und es gibt ein kleines Plätzchen im Zimmer, auf welchem sich die Schönheit einen Altar gebaut hat. In einer Fenstervertiefung steht nämlich eine kleine Schublade von gebeiztem Birkenholz, zierlich, reinlich und fein, auf welcher einige Bücher liegen und zwei kleine Gypsbilder von Tegnèr und Thorwaldsen stehen. Und über den Büsten erhebt sich ein herrlicher, grünender, lebendiger Rosenstock. Und in demselben wiegt sich — jetzt, mitten im Winter, bei strenger Kälte — eine volle, aufgeblühte, wunderschöne Rose und scheint sich im Zimmer umzusehen. Es ist nur eine Monatsrose, aber sie ist von seltener Schönheit und Vollkommenheit

Man kann keinen Mangel oder Fehler an ihr entdecken. Jeden Abend schließt sie ihre Blätter, als ob sie einschlafen wollte, jeden Morgen öffnet sie dieselben, um zu duften und zu lächeln. Das hat sie nun schon seit mehreren Tagen gethan und scheint noch immer gleich jung und gleich frisch zu sein.

Es ist eine entzückende Blume, den gewöhnlichen Rosen in der That gar nicht ähnlich.

So dachte auch ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, das vor der Rose stand, die schöne Blume ansah und in ihrem Herzen liebte. An jedem Morgen, wenn sie ihre Blätter entfaltete, küßte sie die Blume und wünschte ihr guten Morgen. Und an jedem Abend, wenn die Blume sich zum Schlafen bereitete, küßte sie dieselbe und sagte ihr gute Nacht. Dann nickte die Rose und beugte sich und duftete ihren Gruß. Das Mädchen und die Rose schienen einander ordentlich zu verstehen.

Und dies war nicht wunderbar. Denn das Mädchen war auch eine Rose in ihrer Art, eine schöne, liebliche Rose. Aber sie war bleich und die Lippen, welche die rothe Rose küßten, hatten die blasse hellröthliche Farbe der weißen Rose. Es war ein schöner Anblick, das Mädchen und die Rose neben einander in dem ärmlichen Zimmer, in der dürftigen Umgebung zu sehen!

Das Mädchen saß und nähte Tag für Tag; sie nähte für das liebe Leben, um geringen Lohn. Auch heute hatte sie genäht, bis die Dämmerung anbrach und ein Gefühl von Wirrheit im Kopf und von Lahmheit in der einen Hand sie aufzuhören veranlaßte.

Sie ließ die Arbeit fallen, drückte die Hände an ihre schmerzenden Augen und dachte:

„Ich werde blind, wenn ich so fortfahre!"

Und dann:

„O, ich bin sehr unglücklich!"

Und während sie so dasaß, die Hände an ihre armen

Augen gedrückt, war es ihr, als ob von allen Seiten, aus allen Quartieren Stockholms arme blasse Frauengestalten hervorträten, einige jung, andere alt, die meisten gelähmt, alle still und gleichsam lichtscheu, alle mit schwachen, gerötheten Augen. Sie zogen an ihr vorüber, sahen sie traurig an, nickten ihr zu und sprachen:

„Es geht uns wie Dir! Wir sind lauter arme Nätherinnen, Deine Schwestern!"

„So viele!" dachte das junge Mädchen und weinte über die vielen Armen, die es in der Welt gab.

Als sie aber die Hände von den Augen genommen und sich so gestellt hatte, daß sie ihre Rose sehen konnte, fühlte sie nicht nur ihre Augen besser werden, sondern sie fühlte sich auch nicht mehr so unglücklich.

Plötzlich bewegte sich etwas in einem Bett an der Wand und seufzte.

Das Mädchen eilte ans Bett.

„Mama, hier bin ich!" rief sie.

„Meiner Augen — Licht!" stammelte eine schwache Stimme. „Liebe Karin! — Heb' mir den Kopf — ein wenig höher — so! — Louise?"

„Sie ist noch nicht heim, liebe Mutter; aber sie kommt gewiß bald wieder."

„Und — Eli?"

„Auch auswärts, Mama, und sucht sich Arbeit."

„Ja — arbeiten! — Nicht — betteln!"

„Nein, Mama, Eli wird gewiß nicht betteln!"

Jetzt wurde die Thür geöffnet und eine frische heitere Stimme rief herein:

„Hier bin ich in eigner Person, und niemand anders, sagte die selige Madame Westermann. Guten Abend, liebes Kind! Wie geht es mit der Mama?"

„Ach, Louise! — Du bist recht lange geblieben!" antwortete Karin, indem sie auf die Schwester zu eilte, sie in ihre Arme schloß und ihr den beschneiten Mantel abnehmen half.

„Freilich wol, aber Du kannst mir glauben, daß ich meine gehörigen Abenteuer gehabt habe. Ach, wie närrisch sind doch die Menschen!" sagte Louise und brach in ein lautes herzliches Gelächter aus.

„Und hast Du Arbeit für Dich und für mich gekriegt?" fragte Karin unruhig.

„Nein, heute noch nicht. Aber ich hoffe morgen Arbeit zu finden; ich will nämlich an einige Orte gehen, die mir bezeichnet worden sind. Allein heute habe ich dennoch Etwas für Dich mitgebracht, das — Du sollst es sehen — Du sollst gleich sehen! Aber Herr Gott! Hier drinnen ist ja eine kohlpechrabenschwarze Finsterniß und dazu eine eisige Kälte! Warum hat denn mein gutes Herzblättchen nicht ein bischen Feuer für sich und für die Mama gemacht? Deine Finger und Deine Nasenspitze sind ja wie Eiszapfen! Herr mein Gott, wer wird denn so hart gegen sich selbst sein? — Nein, das soll nicht sein, daß Du mir gerade vor der Nase erfrierst. Augenblicklich werde ich Feuer anmachen!"

„Aber es ist unser letztes Holz, Louise, und wir haben kein anderes für morgen."

„Morgen muß sich ein Ausweg finden! Kommt Zeit, kommt Rath! Es wird nicht Tag ohne einen Rath! Ich will schon morgen auf irgend eine Weise Holz schaffen. Vielleicht kommt Eli mit Geld oder ich finde einen Schatz oder der Prophet Elias kommt in eigner Person mit seinem Wagen und bringt uns einen Arm voll Kiefernholz. An Alles glaube ich, nur daran nicht, daß wir erfrieren sollen. Das erlaubt der liebe Gott nicht, das fühle ich an mir. Endlich werden doch die Leiden der Ollonberg'schen Familie einmal ein Ende nehmen!"

Die gebrochene Stimme erhob sich wieder vom Bett her und stammelte:

„Nicht klagen — nicht betteln — meine Kinder! — Arbeiten — sich selbst helfen — so lange — man kann

— später — hilft — Gott! — Betet — und — arbeitet!"

„Ach ja, liebe Mama! Wir wollen schon arbeiten und zu unserem Herrgott beten wir genug. Aber unser Herr ist manchmal ein bischen harthörig — Gott vergib mir meine Sünden! — und die Menschen sind sehr harthörig, wenn man kommt und Arbeit von ihnen haben will! Man erhält in dieser Zeit eher ein Almosen, wenn man es verlangen will. Wahrhaftig! Das Betteln ist jetzt Mode!"

Dies sagte Louise halblaut, damit es die Mutter nicht hören sollte. Louise war ein Mädchen von ungefähr siebenundzwanzig Jahren mit einem freundlichen, runden, etwas roth blauem Gesicht, einer Nase, die den Gegensatz einer römischen bildete, innigen, lebhaften, grauen Augen und einem Mund mit gesunden weißen Zähnen, die stets zum Lachen bereit waren, und zwar auf eine ganz besonders herzliche und ansteckende Art.

Die Mutter, welche im Bett lag, war vor zwei Jahren vom Schlag getroffen worden, hörte schwer und konnte wegen einer Lähmung der Zunge nur mit Mühe sprechen. Ihr redlicher kräftiger Geist konnte sich, wie wir eben gehört haben, nur noch in einigen wenigen abgebrochenen Worten aussprechen.

Louise machte Feuer an und plapperte dabei:

„Es ist heute ganz entsetzlich kalt. Ich halte es mit jenem Prediger, welcher sagte: «Wenn man bei solcher Kälte den Leuten von der Hitze in der Hölle vorpredigte, so würden die Menschen haufenweise hineinspringen! Drum will ich lieber predigen, die Hölle sei eiskalt». Und heute kann ich mir recht vorstellen, wie es drinn aussieht. Wie sah es heute auf der Straße aus! Alle Fenster sind mit dickem Eis bedeckt; alle Menschen sehen blau im Gesicht, wie die Gespenster; den Pferden stehen die Haare wie Eiszapfen empor; wo die

Leute einander begegnen, klagen sie über die Kälte, und hier und da hört man von erfrornen Füßen und Händen, Nasen und Ohren. Und denke Dir! Eine alte Milchfrau ist heute auf dem Markt, indem sie auf ihrem Karren saß, total erfroren, ja, ordentlich in Eis verwandelt worden! Denke nur! Wenn man nun in seiner Unschuld vor sie hin getreten wäre und hätte sie gefragt, was die Milch oder die Sahne koste, und sie hätte nicht geantwortet und man hätte wieder gefragt und ihr endlich ins Gesicht geguckt und gesehen, daß man mit einer Todten spräche! Hu, wie gräßlich! Ah! Sieh nur unser lustiges Feuer! Sieh, wie es flammt und knackert und prasselt! — Piff! Paff! Wie die Kanonen Karls XII! Wir haben Illumination und Feuerwerk zu gleicher Zeit. Ach, was ist doch das Kiefernholz für ein herrliches Holz! Ich wollte nur, der arme Eli wäre hier und könnte sich auch an unserm Feuer wärmen. Ach, wie es leuchtet und wärmt, und wie hübsch siehst Du bei dieser Beleuchtung aus, wie ein leibhaftiger Engel Gottes! — Meine kleine Puppe! Meine niedliche Prinzessin, wenn nur Alles so wäre, wie es sein sollte; wenn ich Dich nur recht glücklich sehen könnte! Dann wollte ich gern als Hülfsmadam mich durch die Welt schlagen, waschen und scheuern, plätten, Holz und Wasser tragen, Zeit meines Lebens! Wenn ich Dich nur einmal jährlich in rechtem Putz dasitzen und Deine kleinen weißen Zähne unter fröhlichem Gelächter glänzen und Deine lieben Augen mir voll Freude entgegenstrahlen sähe! Ja — Du versuchst es wol jetzt, aber — es geht nicht. Aber was meinst Du, wenn ich Dir nun helfen könnte, wenn ich im Stande wäre, ein Engelslächeln auf Dein Gesichtchen zu zaubern? — Warte! Sieh nur, was ich hier für Dich habe, direct aus dem Paradies!"

Louise nahm aus der Tasche ihres Rocks einen großen, prächtigen, rothen Apfel, wandte ihn hin und her und ließ ihn auf allen Seiten vom Licht beglänzen, wäh-

rend ihr eigenes Gesicht vor Freude darüber strahlte, daß sie ihrer Schwester den Apfel geben konnte.

„Und kannst Du Dir denken," fuhr Louise fort, „daß ich den Apfel für meine Wohlredenheit empfangen habe? Ich bitte um Respect für mein Talent. Niemand weiß, wohin mich das noch führen kann! — Ich hatte mich heute Abend darein ergeben, nichts als meine erbaulichen Erfahrungen über Welt und Menschen, so wie man sie macht, wenn man Arbeit nach Annoncen sucht, mit nach Hause zu bringen; ich nahm mir vor, nach Hause zu gehen, und wanderte hier und da müßig herum, bis plötzlich ein Schrecken über mich kam, die Polizei könne mich als Herumstreicherin festnehmen und in die Tretmühle bringen — ja, ja, das ist schon ganz anderen, fast eben so ehrlichen Leuten, wie ich bin, so gegangen! Ich machte mir daher ein Bewerbchen in einer Fruchtbude bei der Verkaufsmamsell, die ich ein bischen kannte, und fragte nach — Spargel!"

Louise wollte sich bei der Erinnerung an ihre eigene Unverschämtheit, im Monat Februar nach Spargel zu fragen, vor Lachen ausschütten und fuhr nach einer Weile in ihrer Erzählung fort:

„Die Mamsell machte große Augen und sagte, daß sie erst im nächsten Monat Spargel aus dem Ulrichsdahler Treibhause erhalten würde. Ich aber hatte gehörig zu thun, mir das Lachen zu verbeißen. So kamen wir ins Gespräch und ich erzählte ihr einige der kleinen Abenteuer, die ich im Lauf des Tages erlebt hatte, so daß das Mädchen herzlich lachen mußte. Da gab sie mir den großen schönen Apfel hier, den ich von allem Anfang an für Dich im Auge gehabt hatte, und fragte, ob sie Spargel bestellen und wie viel es sein solle. Ich sagte, ich würde ihr schon noch nähere Mittheilung darüber machen; um aber nicht in lautes Lachen auszubrechen, mußte ich über Hals über Kopf die Bude verlassen. Das Mädchen mochte denken, ich hätte Na-

senbluten. Aber ich jagte eilends nach Hause und freute mich in meiner Seele, daß ich den schönen rothen Apfel für Dich hatte, denn ich weiß von früher her recht wohl, wie lieb Dir diese Frucht ist. Siehst Du, unterwegs war mir's wahrhaftig gerade, als ob mir der Apfel in der Rocktasche w ü c h s e, während ich heimwärts ging. — Aber Gott tröste mich, Kind, ich dächte gar, Du weintest über den Apfel! — Was? Große, helle Thränen! Ach, ich unglückliche Gans! Was habe ich nun gemacht? — Je besser ich es meine, desto schlechter wird es! Ich werde am besten thun, wenn ich in den Norrstrom springe!"

„Vergib mir! Vergib, meine gute Louise! Sei nicht böse! Es ist nur Dummheit — bloße Albernheit von mir," sprach Karin. „Aber nun ist es wieder vorüber. Siehst Du, der Paradiesapfel hier, wie Du ihn nennst, erinnerte mich an unser früheres Paradies, an unseren hübschen Garten in Upsala und an die Zeit, da — — Herr Ifvar bei uns wohnte und wir Alle so glücklich und vergnügt waren. Ich dachte daran, wie sehr er sich über die Blumen freute, die ich ihm brachte, wie er die Früchte küßte, ehe er sie aß, weil sie so schön wären, wie er sagte — und wie gut und freundlich er war! — Ach, Louise, und nie werden wir ihn wieder sehen und eben so wenig unsern schönen Garten! Jetzt ist Alles anders, Louise! Alle unsere Freuden sind erstarrt. Es sieht sehr dunkel um uns aus!"

Die kleine Karin weinte bitterlich an dem Busen ihrer Schwester.

Louise weinte mit ihr und über sie; denn Louise war in ungewöhnlichem Grade geneigt, mit den Weinenden zu weinen, nota bene, wenn sie dieselben nicht durch ihre Possen zum Lachen bringen konnte, was sie am allerliebsten that.

Gegenwärtig tröstete sie ihre Schwester auf jede erdenkliche Art und versicherte, die Leiden der Familie

Ollonberg müßten nun ein Ende nehmen, und zwar sehr bald; das fühle sie an sich selbst, denn wenn die Noth am größten, sei die Hülfe am nächsten.

In diesem Augenblick klopfte es stark an die Thür. Louise sprang auf und rief:

„Siehst Du, da kommt sie schon! Was habe ich gesagt? Wenn man vom Wolf spricht, so" —

Die Thür wurde ein wenig geöffnet und eine Männerstimme rief herein:

„An Mamsell Ollonberg!"

Gleichzeitig wurde ein Paquet in Louisens Hände geschoben und die Thür wieder verschlossen.

„Was haben wir denn hier?" rief Louise, indem sie mit Hast und Neugierde die Siegel des Paquets beim Schein des Feuers aufriß. — „Gott tröste uns, mein Kind! Hier ist Etwas! — Aber ob es von unserm Herrgott oder von dem Bösen ist, das weiß" —

Und Louisens erstaunte Blicke starrten auf einen gelben Bankzettel von hundert Reichsthalern, den sie bei der hellen Beleuchtung der Flamme aus einem großen Stück grünen Seidenzeugs wickelte. In dem Paquet lag ein Brief mit der Aufschrift: „An Karin".

Karin nahm den Brief mit zitternder Hand, erbrach ihn, warf einen hastigen Blick hinein, warf ihn aber auch in demselben Augenblick hastig von sich und rief:

„Rühre es nicht an, Louise! Rühre es nicht an! Es ist vom Grafen L**!"

„Von Dem! Ach mein Gott! Dann müssen wir uns wol in Acht nehmen! Aber zu sehen, was er schreibt, das halte ich doch für nothwendig. Das Papier wird mir doch die Finger nicht verbrennen. Was kann er wol sagen?"

«Liebenswürdigste»! Ja, ja, er hat keinen schlechten Geschmack! Hm! hm! «seidne Kleider für immer — ein eigenes Haus — Equipage — eine lebenslängliche Leibrente» — hm! — „wenn Du willst" — Schämt er sich denn

nicht, der verheirathete Mann? — Höre, Karin, er verspricht Dich reich zu machen, Dir ein eigenes Haus zu geben, allen den Deinen zu helfen, wenn Du willst — Nun? — Was antwortest Du?"

„Kannst Du fragen? Lieber sterben! Lieber verhungern!"

„Du bist meine liebe Prinzessin, Du bist meine «kleine Karin», wie es im Lied heißt, und solltest auf dem höchsten Platz sitzen. Gott vergebe mir! Ich weiß kaum, ob ich handeln würde, wie Du. Ich würde — meine Seele und meine Seligkeit lieber verkaufen, glaub' ich, als Dich und die Mama verhungern sehen. Aber wer will mich haben?"

Sie weinte große Thränen.

„Aber Du würdest mich vor Kummer sterben sehen, und die Mama auch, wenn Du Dich so verkauftest, Louise!" entgegnete ihre Schwester energisch. „Nein, nein! Sterben müssen wir Alle einmal. Laß uns mit Ehren sterben!"

„Ja, das ist leichter gesagt, als gethan!" meinte Louise. „Aber Du hast Recht, wie immer. Nun, ich will das Paquet hier nehmen und forttragen und dem Kerl ins Gesicht werfen. Aber ach, das Geld! Wie schön sieht es aus! Das würde uns aus aller Noth helfen — der Mama, Eli, Dir und" —

„Sieh es nicht an, sieh es nicht an, Louise! Bedenke, was es uns kosten würde!"

„Ach ja, es ist wahr! Ich will gleich laufen und das Paquet" —

„Nein, heute Abend nicht, Louise. Es ist zu spät! Und vielleicht ist er nicht einmal zu Hause. Außerdem steht auf dem Brief: «Die Antwort wird morgen erwartet»."

„Ja, ja, er will uns Bedenkzeit lassen. Aber er soll seine Antwort schon kriegen, der Verführer! — Was fangen wir jedoch in unserm Elend hier an?"

„Nimm das Paquet, liebe Louise, mach' es zusammen und leg' es unter das Bett der Mama, dort zu den Füßen. So, ich will Dir helfen." Und sie schob das Paquet mit ihrem kleinen Fuß unter das nahe Bett. „Und nun wollen wir thun, als ob es gar nicht da wäre. Gib mir einen Kuß, meine gute Louise, und dann laß uns daran denken, für die Mama und für Eli ein bischen Abendessen zu schaffen!"

„Abendessen? Ja, wenn ich meine Augen nehmen und Fricassée davon machen könnte! Ein anderes Abendbrot wüßte ich nicht zu schaffen!" Und dabei fing Louise mitten im Weinen an zu lachen.

„O, ich weiß schon Rath, Louise!" sagte die Schwester. „Deine Augen sollst Du behalten, aber — meine kleinen Büsten dort — die müssen wir nehmen und in den Schnupftabacksladen dort drüben tragen, schief über von unserer Wohnung. Die Frau nimmt Alles, das weiß ich, denn sie hat mich früher darnach gefragt. Und dann wollen wir ein bischen Kaffee für die Mama anschaffen; und höre, Louise, wenn wir einen Pfannenkuchen für Eli kriegen könnten! Er aß früher die Pfannenkuchen so sehr gern!"

Louise erhob Augen und Hände zum Himmel.

„Deine kleinen Büsten?" sprach sie. „Die Du von Herrn Ifvar erhalten hast? Deine Lieblinge Tegnèr und Thorwaldsen! Die willst Du in den Schnupftabacksladen tragen, um — ach, meine gute Karin, kannst Du das über Dein Herz bringen? Ist das Dein Ernst?"

„Ja, ja, Louise! Gewiß. Aber wir müssen uns beeilen."

Eine fieberhafte Bewegung brannte in ihren Augen und auf ihren Wangen.

„Was willst Du denn?" sagte Louise. „Ich glaube gar, Du selbst willst gehen, in dieser Hundekälte und in dieser Finsterniß, da alle Wölfe auf den Beinen sind! Nein, daraus wird nichts! Nicht die Nasenspitze darfst

Du heute Abend hinausstecken; ich allein gehe. So, gib die beiden großen Männer her! Kann wol Jemand glauben, daß Tegnèr und Thorwaldsen jetzt zusammen in einen Schnupftabacksladen wandern, um ein Viertelpfund Kaffee, ein Viertelpfund Zucker, ein bischen Butter, ein Ei und ein Nösel Milch anzuschaffen?"

„Und ein Dreistüber-Talglicht!" fiel Karin lachend ein. „Wenn Du kannst, Louise, so schaffe mir eines. Ich will sitzen bleiben und heute Abend noch eine Weile nähen, damit ich das Kopfkissen fertig kriege, es sammt den übrigen der Freiherrin morgen hintragen kann und das Geld dafür und vielleicht auch noch mehr Arbeit empfange, wie sie mir versprochen hat. Ich habe gerade heute Abend rechte Lust zum Nähen. Ich fühle, daß mir die Arbeit recht von statten gehen wird."

Nicht immer ist die Noth eine verderbliche drückende Last. Oft, und besonders bei frischen Gemüthern, ist sie wie der Druck auf das Wasser einer Quelle, der dasselbe in starken lebendigen Strahlen in die Höhe treibt.

Das war auch bei diesen jungen Mädchen der Fall. Aber — zu viel ist zu viel!

Und so geschah das Unerhörte, daß Tegnèr und Thorwaldsen in den Schnupftabacksladen wanderten, um ein Dreistüber-Talglicht u. s. w. anzuschaffen.

Und sie thaten es! Gott segne sie dafür! Sie schafften den Armen Kaffee, Licht, Zucker und die Ingredienzien zu Pfannenkuchen ins Haus.

Aber als Louise fort war, drückte die kleine Karin einige Bücher an ihr Herz und sagte:

„Ich habe ja euch noch von ihm! — Und dich!" Dabei blickte sie den Rosenstock an. „Du standest in seinem Zimmer und er hatte dich lieb!"

Sie küßte die schlummernde Rose, die auf ihrem Stiel nickte. Das Laub erglänzte im Schein des Feuers.

„Hier bin ich mit der ganzen Herrlichkeit!" rief Louise, die eben zurückkam. „Mache die Thüren weit

auf! Thorwaldsen und Tegnèr schicken Dir dies und lassen Dich bestens grüßen. Sie befinden sich sehr wohl auf ihren Schnupftabacksbüchsen. Und Gott sei Dank, daß wir wieder etwas haben, unsern Haushalt führen zu können!"

Louise war nun geschäftig, sie brannte, mahlte und kochte den Kaffee und buk den Pfannenkuchen.

„Ach, das riecht köstlich!" rief sie. „Nie soll man einen so herrlichen Pfannenkuchen gesehen oder gegessen haben!"

Karin saß und nähte und lächelte über Louisens Entzücken. Als aber der Kaffee fertig war, stand sie auf, um die Mutter trinken zu lassen.

Die Mutter, welche den größten Theil ihres Lebens schlummernd verbrachte, war jetzt erwacht und jammerte leise. Als jedoch Karin den warmen lieben Trank an ihre Lippen hielt, lächelte sie und sagte:

„Ei, wie gut!"

Nun sollte auch Karin ein Stück von dem berühmten Pfannenkuchen essen. Allein sie wollte nur einen einzigen kleinen Bissen nehmen und dazu eine halbe Tasse Kaffee trinken. Louise mußte das Uebrige mit Eli verzehren. Der arme Eli, der gute Junge, pflegte sich in der Regel Abends ganz still in sein Kämmerchen zu schleichen, damit die Schwestern glauben sollten, daß er Arbeit gefunden und gegessen hätte. Und so ging er oft hungrig ins Bett.

„Aber heute Abend soll er sich verrechnet haben!" sagte Louise. „Ich will ihm den Teller auf sein Kopfkissen stellen, daß er die Ohren auf den Pfannenkuchen legen muß, wenn er sich niederlegen will. Dann soll er sich nicht wenig wundern!"

Dabei brach Louise in ein heiteres herzliches Gelächter aus.

„Louise, willst Du mir einen Gefallen thun?" fragte Karin.

„Ob ich will? Alle Willen in der Welt sind nur Spreu gegen meinen Willen, wenn es Dir gilt. Was wünschest Du?"

„Hier ist der Apfel! Du hast mir ein Geschenk damit gemacht, Louise, so daß er nun ordentlich mein ist?"

„Ja wol! Gott segne Dich! Freilich ist er Dein und ich sehne mich von ganzem Herzen, Deine kleinen weißen Zähne recht mörderisch hineinbeißen zu sehen."

„Aber ich will ihn Eli geben, Louise. Liebste, beste Louise, bist Du damit zufrieden?"

„Was wäre noch in der Welt, das Du nicht Eli geben möchtest! Ich glaube, sogar Dein Leben! Und vielleicht geht das sehr bald zu Ende, wenn Du Dir den Bissen aus dem Munde nehmen und ihm geben willst. Na! Sieh nur nicht so beweglich aus! Mach's wie Du willst und lege den Apfel auf den Pfannenkuchen. Der Junge wird denken, es sei sein Geburtstag, und wird ganz wirr im Kopfe werden!"

„Ich danke Dir, liebe Louise!" rief Karin. „Du kannst Dir gar nicht denken, wie gut mir der Apfel schmeckt!"

Louise ging mit dem Teller hinaus, um ihn auf das Bett ihres Bruders zu setzen.

Als sie zurückkam, saß Karin da und nähte eifrig.

„Ach, Herr Gott!" rief Louise. „Da sitzest Du nun und verdirbst Dir Deine guten lieben Augen! Was bin ich doch für ein armes elendes Ding, daß ich nicht einmal einen feinen Saum nähen kann, sondern Stiche mache, so lang wie der Mittsommertag! Es ist ein Elend!"

„Darum lege Dich nieder und schlafe, meine gute Louise," versetzte Karin. „Du brauchst Ruhe nach den heutigen Anstrengungen und mußt Dich zu den morgenden kräftigen. Denn Du mußt zeitig ausgehen mit dem Paquet hier. Und wenn Du recht flink bist, so nimmst Du meine sechs Kopfkissen mit zu der Freiherrin und

bringst uns das Geld dafür. Ich bin fast gewiß, daß ich sie heute Abend fertig kriege. Ich habe eine ordentliche Nähwuth in mir und diese wird noch größer werden, wenn ich erst höre, daß Du schläfst."

„Aber Du bleibst Doch nicht so lange sitzen!" bat Louise, deren Augen vor Müdigkeit fast gegen ihren Willen zufielen. „Du kommst doch bald nach und legst Dich nieder?"

„Ja, ja! Recht bald! Ich will nur den Hohlsaum hier noch fertig machen!"

Bald schlief die müde Louise. Ihre und der Mutter ruhige Athemzüge waren dem Ohr der guten Karin eine süße, wohlthuende Musik. Die Nadel flog immer schneller in ihrer Hand. Die Begebenheiten des Abends und das warme Getränk, das sie genossen, gaben ihren Kräften eine fieberhafte Spannung. Sie nähte immer fort, sie nähte bis nach Mitternacht, sie nähte bis zum ersten Anbruch des Tages.

Da plötzlich empfand sie die unbehagliche Verwirrung im Kopfe, den Schmerz in den Augen, die Lähmung in der Hand wieder, welche sie schon am vergangenen Abend gefühlt hatte. Aber nun war auch ihre Arbeit fertig, sie war noch im Stande, dieselbe ordentlich zusammen zu legen, ein Handtuch darum zu schlagen und das Licht auszulöschen. Allein sie vermochte nicht sich auszukleiden, sondern sank fast erstarrt vor Kälte und Ermattung auf das Bett neben der schlafenden Schwester nieder.

Und nun war Alles ruhig und still in dem ärmlichen Zimmer. Still, dunkel, feucht und kalt, wie im Grabe!

Seht Ihr aber nicht ein Licht dort brennen, in dieser Wohnung des Mangels? Ein kleines helles Flämmchen?

Unter dem Bett der Mutter, zu ihren Füßen liegt das verführerische Geld, der verführerische Brief, verachtet, verstoßen, von der Unschuld mit Füßen getreten.

Das junge Mädchen muß vielleicht sterben, vor

Mangel sterben mit allen den Ihrigen. Aber sie hat nicht gewankt, sie wankt nicht. Lieber will sie sterben, als ihre Unschuld verkaufen.

Die heilige Flamme der Tugend ist es, die in der dunkeln Wohnung des Mangels brennt. Aber die Welt sieht dieselbe nicht, die Welt schläft.

Nur Einer wacht und siehet Alles!

Das graue Licht eines Februarmorgens fiel durch die beeisten Fenster, als Louise das Bett verließ, leise, um die schlafende Schwester nicht zu wecken, die beiden Paquete an sich nahm und sich aus der Stube entfernte.

Als sie eine Weile fort war, trat ebenfalls leise ein Jüngling — er konnte ungefähr neunzehn Jahre alt sein — ins Zimmer, blassen Gesichts, mit feinen Gliedern, zarten Gesichtszügen und lebhaften großen Augen, lebhaft von dem Feuer, welches — je nachdem es gepflegt wird — Wohlthäter oder Zerstörer der Gesellschaft sein kann.

Es war Eli.

Der jugendliche Bruder stellte sich vor die schlafende Schwester und betrachtete dieselbe mit einem eigenthümlichen Ausdruck von rührender, fast schmerzlicher Zärtlichkeit. Indem er die reizenden Gesichtszüge des Wesens, welches er über Alles liebte, betrachtete, die sichtbaren Verheerungen, welche Mangel und Nachtwachen darin hervorgebracht hatten, verfolgte und an das Schicksal dachte, welches diesem jungen liebenswürdigen Mädchen bevorzustehen schien, verbitterten sich seine Gefühle, seine Augen wurden wild, seine Hände ballten sich krampfhaft und sein Herz empörte sich gegen die Weltordnung, die so Viele leiden läßt, und gegen den Lenker derselben, der dies zuläßt.

Da schlug Karin die Augen auf und blickte ihn an. Aber sie schloß dieselben hastig wieder und murmelte vor sich hin:

„Es war ein Traum — nur ein Traum. Aber es war ein schwerer Traum!"

„Und was träumte denn mein liebes Schwesterchen?" fragte Eli, indem er sich vor dem Bett seiner Schwester auf die Knie warf.

Sie sah ihn wieder an, erst ungewiß und unruhig, dann heiter.

„O, Du bist es!" rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Von Dir träumte ich. Aber Du sahst nicht so aus wie jetzt. Du sahst so gefährlich, so wild! Ich erschrak darüber! — Ach, Eli, versprich mir, was auch geschehen mag, daß Du absichtlich weder Dir, noch irgend einem andern Menschen etwas Uebles zufügen willst!"

Eli antwortete nicht.

Als sie aber fortwährend bat: „Versprich mir das!" sagte er endlich:

„Bitte Gott für mich, Karin! Ich kann entbehren, ich kann ertragen. Aber Dich so leiden zu sehen" — Er konnte nicht vollenden, sondern verbarg sein Gesicht in die Bettdecke und seufzte.

Schmeichelnd strich sie mit der Hand über sein Haar und sprach:

„Mit mir hat es keine Gefahr, Eli! Mit mir steht es gut! Das wirst Du sehen, wenn ich Dich nur erst ruhig sehe."

Er erhob sein Haupt, sah sie an und fragte:

„Kannst Du noch lächeln wie früher?"

Sie lächelte ihn an — so schön! Aber sie konnte es nicht ändern, inmitten ihres Lächelns brach ein kummervoller Ausdruck auf ihrem Gesicht hervor und verzog dasselbe in ein schmerzliches Zittern.

Ihr Bruder bedeckte hastig seine Augen und seufzte: „Nein, sie kann nicht mehr lächeln. Es ist vorbei!"

Der Leser hat in den Geschwistern gewiß schon längst die Schützlinge Ifvars erkannt.

Vier Jahre waren seit der Zeit vergangen, da er sich ihrer annahm und sie den Reichthum und die Schönheit des Lebens ahnen ließ, an die er selbst glaubte. Sie glichen Bienen, welche durch frühzeitigen Frühlingssonnenschein aus dem Stocke gelockt worden sind und geblendet, in der Meinung, die Erde grünend und voll von Blüten zu finden, ausgeflogen sind, aber Alles mit Schnee und Eis bedeckt finden. Sie fliegen ein Weilchen herum, setzen sich ermüdet nieder, werden betäubt und — erfrieren.

Das ist die Lebensgeschichte vieler, vieler junger Leute!

Die Familie war vor kurzer Zeit erst nach Stockholm gezogen, in der Hoffnung, dort Arbeit und besseren Verdienst zu finden. Nun waren sie da, mitten in dem schweren Winter des Jahres 18**. Im Lande war Miswachs gewesen. Die Lebensmittel waren theuer. Alle Menschen schränkten sich ein, sparten, kargten und vermieden Arbeiter anzunehmen. Die redlichen Armen, welche arbeiten und nicht betteln wollten, waren schlimm daran. Die Kälte war streng und anhaltend. Reiche Gaben, reiche Almosen flossen aus den Vorräthen der Vermögenden in die Wohnungen der Armen, denn der gute Wille hat in Schweden noch nie gefehlt und die Kälte kann Alles, nur das Herz nicht erstarren. Aber die Familie Ollonberg war fremd und unbekannt und die Mutter rief ihren Kindern stets die hochsinnige Mahnung zu: „Nur nicht klagen, nur nicht betteln, meine Kinder“!

Die beiden Geschwister hatten in stummer Trauer ihre Häupter an einander gelehnt, als Louisens muntere Stimme im Zimmer ertönte.

„So, nun ist es geschehen!“ rief sie, jedoch nicht so laut, um die schlafende Mutter nicht zu wecken. „Nun hat er sein Paquet wieder, und zwar mit gebührendem Dank! Aber wie verdrießlich und böse wurde

er! Er nannte mich «Tölpel» und «Dummkopf» und «Gans» und Gott weiß wie, und sagte, ich verstünde mein eigenes Beste nicht. Aber ich lachte ihn aus und ging meiner Wege. — Du, Eli, sollst ein andermal erfahren, wie die Sache zusammenhängt. Und hier habe ich Geld für Dich, liebe Karin, Geld für die Kopfkissen, wiewol, Gott sei's geklagt, nicht so viel, als wir gehofft hatten; denn die Freiherrin machte Abzüge und sagte, sie kriege im Arbeitshause für billigere Preise genäht. Das glaub' ich wol, die Menschen haben ja dort Wohnung, Heizung, Essen und Trinken umsonst. Aber wir" —

„Und hast Du keine weitere Arbeit für mich mitgebracht?" rief Karin, indem sie sich erschrocken im Bett emporrichtete. „Die Freiherrin hatte mir doch versprochen" —

„Das wol! Aber mir sagte sie, daß sie nun in der «Anstalt» — so nennen sie das Arbeitshaus — nähen lassen würde, um es billiger zu haben. Ist es nicht eine Sünde und eine Schande, daß sie armen Leuten, die lieber hungern und frieren, ehe sie etwas Böses thun, den Bissen Brot aus dem Munde nehmen, und solchen Menschen geben, nur um ein paar Pfennige zu ersparen! — Ich schämte mich gehörig im Namen der Freiherrin, aber ich wollte ihr nichts sagen; denn eines Theils verlohnt es sich nicht der Mühe, wenn ein Armer reichen Leuten etwas sagt, andern Theils freute ich mich darüber, daß Du nun nicht mehr Tag und Nacht dazusitzen und Dir Deine lieben Augen mit der verwünschten feinen Näherei zu verderben brauchst!"

„Aber, Louise, bedenke doch, wovon sollen wir leben? Dies war ja unsere einzige Einnahme! Bleibt sie aus, so ist es auch mit uns vorüber!" rief Karin, indem sie verzweifelnd ihre Hände in einander schlug.

„Herr, mein Gott, deshalb ist es mit uns noch nicht vorüber!" entgegnete erschrocken Louise. „Wir haben

ja den Miethzins auf ein Vierteljahr und einen Ring Holz. Auch ein bischen Kaffee ist noch da — und sieh einmal hier — drei Franzbrötchen! — Ich kaufte eines für Jedes von uns. Damit können wir heute leben und hoffentlich morgen auch noch. — Eli, nimm Dir ein Brötchen und — Wohin ist er denn? Er läuft ja vor dem Frühstück davon und ich wollte ihn eben fragen, wie ihm das Abendbrot geschmeckt und was ihm der Pfannenkuchen ins Ohr gesagt hätte. Na — nun will ich Alles zusammen nehmen und das Frühstück zurecht machen!"

„Keine Arbeit! Und die Mutter? Und Eli?" dachte Karin und sank muthlos auf ihr Bett zurück.

Bisher hatte ihre Arbeit fast allein die ganze Familie erhalten. Nun war sie ohne Arbeit. Die Zukunft verdüsterte sich immer mehr. Sie dachte an ihre Mutter, an ihren Bruder, und ein dichter Nebel legte sich vor ihre Augen, eine bleischwere Last drückte ihren Geist und ihren Körper darnieder.

„Es wird ihr besser zu Muth werden, wenn sie ein bischen warmen Kaffee getrunken hat," dachte Louise, die dann und wann einen unruhigen Blick auf die bleiche Schwester warf, inzwischen aber das Feuer anblies und den Kaffee mahlte und kochte.

„Hier, mein kleines Herzblättchen, trink und erhole Dich!" sagte Louise, indem sie freundlich und herzlich mit der rauchenden Kaffeetasse vor Karin trat, die mit geschlossenen Augen und bleichen Lippen dalag. „Wie? Du willst keinen Kaffee haben? Du willst nicht trinken? Nicht Kaffee trinken? Wie in aller Welt willst Du Dich denn sonst ermuntern, mein Herz?"

„Nur ein wenig Hoffnung!" flüsterte das junge Mädchen, während große Thränen über ihre feinen blassen Wangen rollten.

„Ein wenig Hoffnung!" rief Louise, setzte die Kaffeetasse auf die Seite, schlug ihre Hände über dem Kopf

zusammen und blickte zum Himmel auf. Die Worte Karin's durchschnitten ihr Herz und sie fragte: „Wie soll ich Hoffnung schaffen?"

Das Eis an den Fensterscheiben verhinderte sie den Himmel zu sehen. Und nun fühlte sich auch die muthige, heitere Louise für den Augenblick trostlos und dachte: „Es gibt keine Hoffnung! Aber sieh, das Eis schmilzt! Sieh, ein großer Tropfen rinnt am Fenster herunter — das Eis weint über uns! Und Gott, der das Eis schmelzen läßt, kann auch die Herzen der Menschen erwecken, daß sie sich unser erbarmen!"

Und wieder ein wenig mit Hoffnung erfüllt, nahm Louise die Kaffeetasse und ging damit ans Bett der Mutter.

„Kaffee, Mama!" rief sie. „Warmer, guter Kaffee! Die Mama wird gewiß nicht ein Täßchen guten Kaffee ausschlagen, das weiß ich. — Wie? Keinen Kaffee, Mutter? Aber was ist das? Die Mutter liegt mit weit offenen Augen da und holt so wunderlich Athem! Herr Gott! Karin!"

Bei Louisens Schreckensruf war Karin wie ein Blitz an ihrer Seite und sah augenblicklich, daß die Mutter — mit dem Tod rang.

Nun war die Betäubung und Muthlosigkeit Karin's mit einem Mal verschwunden. Die nächsten Nachbarn in der Hausflur kamen in Bewegung, schafften Essig, stärkende Tropfen u. s. w. herbei, liefen nach dem Armenarzt, stellten sich voller Neugierde und mit der Bereitwilligkeit zum Helfen, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, um das Bett der Sterbenden und gafften diese an, schwatzend und gute Rathschläge ertheilend.

Die Kranke bewegte sich im Bett und sagte mit ungewöhnlich starker Stimme:

„Nicht klagen — nicht betteln, meine Kinder!"

Nach einer Weile erhob sie ihre abgezehrte Hand und gab sich Mühe, noch etwas hinzuzufügen; allein

sie vermochte nur ein einziges Wort hervorzubringen, das sie stark und voll ausrief. Es war das Wort: „Gott“!

Die erhobene Hand fiel zurück, das Haupt sank auf das Kopfkissen, die arme, ehrfurchtgebietende Greisin war todt. Ihr kraftvoller Geist hatte sich frei gemacht von der irdischen Hülle.

Die Töchter lagen kniend vor dem Bett der Mutter.

„Nein, meine gute, liebe Mutter!“ sagte die jüngere Tochter in der geheimen Tiefe ihrer Seele, „nein, ich will nicht klagen; ich will — Dir nachfolgen, meine Mutter.“

Sie richtete sich auf, küßte das bleiche, schöne Gesicht der Mutter und sprach zu ihr:

„Stark kann ich nicht sein, aber in meiner Schwachheit will ich Alles aufbieten, so zu sein, wie Du willst.“

Und das junge Mädchen bot Alles auf.

Es war rührend zu sehen, wie sie alle ihre Kräfte zusammenraffte, um sich aufrecht zu erhalten, auch nachdem die liebe, gute Mutter in ihr Grab gesenkt worden war. Um das Grab zu bezahlen, mußte sie ihre kleine hübsche Schublade von Birkenholz verkaufen und der Rosenstock erhielt nun seinen Platz auf einem wackelnden Tisch.

Sie verschaffte sich wieder Aufträge zu feinen Nähtereien und nähte eifrig Tag und Nacht, obgleich ihr Kopf schmerzte und ihre zarten Finger vor Schwäche fast vergehen wollten. Aber eines Tages kehrte ihr Kopfschmerz in stärkerem Grade zurück und sie fiel bewußtlos von ihrem Stuhl herunter. Seitdem war es vorbei mit ihr. Ihre Kräfte waren gänzlich dahin.

Allein in ihrem Bett wurde sie ruhiger.

„Ich werde nun sterben,“ dachte sie, „und je eher dies geschieht, desto besser ist es. Wenn ich gestorben bin, wird Louise, wird Eli besser durchkommen, und inzwischen will ich nicht verzehren, was sie brauchen.

Ich brauche nun bald gar nichts mehr. Ich gehe zu meiner Mutter."

Und von der Nahrung, welche ihr die Geschwister reichten, nahm sie unter dem Vorwand, daß sie nicht viel vertragen könne, so wenig als möglich. Bald konnte sie auch das Wenige nicht mehr vertragen, was man ihr verschaffte. Sie blieb still und geduldig! Aber tagtäglich wurden ihre Augen größer und die Ringe um dieselben tiefer und dunkler. Eine feine scharfe Röthe — die Grabesrose — glänzte zuweilen auf ihren Wangen. Aber niemals klagte sie.

Eli sah seine Schwester allmälig hinwelken und konnte ihr doch nicht helfen. Kein Schmerz auf der Erde ist schwerer zu tragen, als der, ein geliebtes Wesen unverdient leiden und langsam hinsterben zu sehen!

Eli sah seine Schwester an und seine Augen wurden wild. Ein düsteres Feuer brannte in den Tiefen seiner Seele und erzeugte düstere, schwarze Gedanken.

Anders war es bei Karin.

Es gibt bei der Krankheit, an der sie litt, ein Stadium, welches schmerzlos ist. Karin war in dieses Stadium getreten. Und als sie aus Mangel an Nahrung immer kraftloser wurde, als sie sich still hinlegte und den Armen des Todes übergab, kam zuweilen eine wunderbar süße Stimmung über sie. Wenn sie die Augen schloß, glaubte sie reizende, entzückende Gärten vor sich zu sehen, in denen schneeweiße Vögel zwischen den grünen Bäumen hin und her flogen und prächtige Schmetterlinge sich auf leuchtenden Blumen wiegten. Und sie pflückte Blumen und Früchte und spendete dieselben aus. Dann sah sie auch hier und da lichte freundliche Gestalten aus den belaubten Gängen hervorblicken und glaubte darunter die Mutter und noch Jemand zu erkennen — — Sie machte wieder Verse, und zwar schöner als früher. Und während sie dalag, gefesselt durch die

Schwäche ihres Körpers, sang ihre Seele, wie ein Vogel, nur Freiheits- und Freudenlieder.

Doch war es nicht immer so.

Zuweilen kamen dunkle Stunden, in denen sich die Lebenskraft wieder stark in dem jugendlichen Körper aufrichtete und ihre Rechte verlangte, in denen sich Schmerzen einstellten, in denen ihr der Tod düster und finster erschien.

In solchen Stunden bat sie den Bruder, ihr aus dem Evangelium vorzulesen.

Dieses Buch hatte sie von ihrer Mutter geerbt und es war ihr sehr lieb und werth. Dann hatte sie von Ifvar den „Sagenschatz des schwedischen Volkes" erhalten und stets auf dem kleinen Tisch neben ihrem Kopfkissen liegen. Denn aus diesem Buch hatte sie zuerst das poetische Leben ihres Volkes kennen gelernt, aus dieser Quelle hatte ihr Geist seine ersten Eingebungen getrunken, hier hatte sie die erste schöne Morgenröthe über ihr Leben aufgehen sehen.

Der Rosenstock stand ebenfalls auf diesem Tische. Die wunderbare Rose war nun verwelkt, aber die Blätter waren noch frisch und grün, so daß sie mit Freude darauf sah.

Louise hatte Beschäftigung in einer großen Wäschanstalt gefunden und stand und wusch vom Morgen bis zum Abend. Davon erhielt sie die Familie; und das war ein großes Glück.

Eli war am meisten bei der kranken Schwester drinn. Sie verstand es, ihn durch Arbeit von seinen verzweifelten Gedanken abzuziehen. Sie bestimmte ihn, eine Zeichnung des Zimmers, in dem sie sich befanden, zu entwerfen und sie selbst, den Rosenstock und alles Uebrige abzubilden. Und mitten in ihrem Elend waren die Geschwister oft ganz glücklich über diese Arbeit. Die Schwester freute sich, das Talent ihres Bruders zu beobachten und einen Gegenstand nach dem andern so „ähnlich

und natürlich" unter seinen Händen entstehen zu sehen. Und Eli wurde durch die Arbeit belebt; er fühlte in seinem Innern eine ihm ganz fremde Kraft; ein schaffender Genius öffnete sein Auge und führte seine Hand; er fühlte, daß er wachsen und reifen, daß er Etwas werden könnte. Aber wenn er dann fester in das Antlitz seiner geliebten Schwester blickte und die Fortschritte des Todes darin erkannte, dann war es ihm, als ob ein Raubvogel mit scharfen Klauen sein Herz zerfleische. Dann sprang er auf und eilte hinaus auf die Straßen, Haß gegen die Menschen fühlend, die lachend, schwatzend, heiter und geputzt an ihm vorübergingen und fuhren, ohne ihn zu beachten, der mit blutendem Herzen und wankenden Knien dahinschlich. Und mit jedem Tage wurzelte sein Haß gegen Glücklichere fester, mit jedem Tage wuchs und wucherte er mehr!

Eines Abends kam Eli von einem dieser wilden Streifzüge heim. Der arme Junge hatte gedacht, wenn er seiner schwachen kranken Schwester ein bischen Wein geben könne, so werde sie vielleicht stärker und gesünder werden. Und in dieser Absicht hatte er zum ersten Mal die Hand zum Betteln ausgestreckt. Aber man hatte ihm geantwortet: „Ihr seid ja ein junger, gesunder, rüstiger Mensch! Schämt Ihr Euch nicht? Geht und arbeitet, anstatt müßig zu gehen und zu betteln"!

Eli zog die ausgestreckte Hand zurück und drückte sie fest geballt an seine Brust. Den ganzen Winter hindurch hatte er sich bemüht, Arbeit zu finden (er war Malerlehrling), aber er hatte nichts gefunden. Er eilte nach Hause. Als er in die Stube trat, hörte er ein leises Wimmern. Er sprang an das Bett seiner Schwester. Karin war dem Tode nahe. Ihr ganzer Körper wurde durch heftige Nervenzuckungen erschüttert.

Er war außer sich.

„Willst Du vor mir sterben?" rief er verzweifelnd.

„Ich will heimgehen — — zu meiner Mutter!" ant-

wortete Karin. „Bald wird Alles vorüber sein. Eli! Zünde das Stückchen Licht an, das wir noch übrighaben, und lies mir aus der Bibel vor! — Willst Du, lieber Bruder?"

„Nein!" sprach er mit einer Stimme, die in den Ohren des jungen Mädchens entsetzlich klang.

„Nein!" fuhr er heftiger fort. „Nein, ich will nicht in der Bibel lesen. Ich glaube das nicht, was darin steht! Es gibt keinen Gott, keinen gütigen Gott, der sich über seine Kinder wie ein Vater erbarmt. Wenn es einen Gott gäbe, so würden wir nicht so leiden, so würdest Du nicht vor Mangel sterben. Nein, es gibt keinen Gott!"

„O Eli, Eli! Sprich nicht so! Denke an die vielen Menschen, welche gelitten haben wie wir, welche gelitten haben und gestorben sind. Was haben wir für ein Recht, uns zu beklagen?"

„Sind diese «Vielen» ein Beweis für Gottes Güte?" fragte der Bruder bitter.

„Denke an Den, der am Kreuz starb und aus dem Grab auferstand, um den Seinen zu sagen: «Es gibt ein Leben nach diesem, eine bessere Heimat mit vielen Wohnungen. Ich gehe, euch die Stätte zu bereiten». Denke an ihn, mein guter Eli! Lies mir vor von ihm."

„Ich kann nur an Dich denken!" rief Eli in wilder Verzweiflung.

„Nur daran, daß Du daliegst und vor Noth und Elend stirbst, und daß ich Dich nicht retten kann. O mein Gott, wenn Du wirklich bist, so erhöre mich; wenn Du ein Vater der Menschen bist, so laß sie noch nicht sterben, o mein Gott, nicht so sterben! Wenn sie weg ist, dann ist auch mein guter Engel weg, und ich hasse die Welt und die Menschen und Dich, weil Du es gethan hast! Ich hasse die Glücklichen und die Reichen; an ihnen will ich ihren Tod rächen! Ich will boshaft und hart werden" —

„Seid still! Versündigt Euch nicht! Gott ist nahe!“ sprach plötzlich eine Stimme, so feierlich, so ernst und so mild, wie die eines Engels, wenn er mit froher Botschaft von dem Herrn kommt.

Staunen und Bangigkeit bemeisterten sich des Jünglings.

Es war dunkel in der Stube, aber bei dem wenigen Licht des scheidenden Tages konnte man einen hochgewachsenen Mann unterscheiden, der mitten im Zimmer stand. Sein Gesicht und Haar erschienen licht.

Der heftig überspannte Jüngling sank auf die Knie nieder.

„Wenn Du ein Engel des Herrn bist,“ sprach er, „so rette sie und zerschmettre mich, wenn Du willst!“

„Ich bin nur ein Mensch,“ erwiderte die milde Stimme, „aber vielleicht gestattet mir Gott, Euch zu retten.“

Ein Licht erglänzte plötzlich in seiner Hand; es kam aus einer kleinen Laterne, bei deren Schein er sich im Zimmer umsah.

Als dieses Licht auf das im Bett halb aufgerichtete Mädchen fiel, das mehr einer Leiche, als einem lebendigen Wesen glich, schien er schmerzlich bestürzt zu werden. Er trat zu ihr, nahm ihre Hand und sprach, indem er sie bei ihrem Namen nannte, auf eine eben so zarte als herzliche Weise mit ihr. Das Mädchen konnte nicht antworten. Sie konnte nur aufblicken zu dem schönen, vom Licht beglänzten Gesicht, das sich über sie gebeugt hatte; sie konnte blos der sanften Stimme lauschen — wo hatte sie doch dieselbe schon früher gehört? — Wo hatte sie schon früher denselben Ausdruck in einem männlichen Gesicht gesehen? — Es war ihr so fern und doch so nahe! — Sie konnte diesen Eindruck nicht ertragen; es brauste ihr vor den Ohren. Sie sank auf ihr Bett zurück und glaubte zu sterben.

„Sie hat seit anderthalber Woche nichts gegessen!“ sagte Eli zu dem Fremden.

„Wartet einen Augenblick! Ich bin sogleich wieder hier!“ rief der Fremdling und verschwand aus dem Zimmer.

„O, stirb nicht! Lebe, o lebe nur noch eine kleine, kleine Weile!“ flehte Eli außer sich und küßte die kalten Hände und Wangen seiner Schwester. „O, bleibe leben! Stirb mir nicht!“

Und sie starb nicht. Sie lebte, als der Fremde zurückkam. Er brachte ein Frauenzimmer mit, nicht jung, nicht alt, nicht schön, aber äußerlich der lebenspendenden Barmherzigkeit selbst gleichend.

Sie führte einen Korb mit Wein und Lebensmitteln bei sich.

Als Augustin den Wein, mit etwas Wasser gemischt, an Karins Lippen brachte, nahm sie es sammt einem in Wein getauchten Zuckerbrot.

„Sie ißt, sie trinkt, sie wird also auch leben!“ rief Eli jubelnd, tanzte in der Stube herum, küßte Hedwigs und Augustins Kleider und war fast närrisch vor Freude.

Als er ein wenig ruhiger geworden war, legte Augustin seine Hand auf dessen Schulter und sprach mild:

„Denkt daran! Hütet Euch, jemals wieder zu murren, und verzweifelt nie!“

Der junge Mensch vermochte nicht zu antworten. Weinend beugte er sich über Augustins Hand.

Augustin richtete den Reuigen auf und schloß ihn in seine Arme. Er faßte Neigung zu dem Jüngling.

Aber draußen vor der Thür stand Hanna und zitterte und weinte, denn sie wagte nicht die Stube zu betreten.

Sie war es, welche die Mittel zur Rettung gebracht hatte!

Am Nachmittag dieses Tages war sie bei ihrer gewöhnlichen Wanderung und Nachforschung Eli begegnet

und hatte denselben zu erkennen geglaubt. Aber er war hastig an ihr vorübergeeilt. Sie war ihm nachgeeilt, hatte seinen Arm ergriffen, ihm ins Gesicht geblickt und ihm zugerufen:

„Um Gottes willen, sagt mir Euern Namen" —

Ihr verwirrter, aufgeregter Blick machte den Jüngling glauben, daß sie geisteskrank sei; er riß sich deshalb von ihr los, ohne zu antworten. Aber sie folgte ihm von Straße zu Straße, von Gasse zu Gasse, bis an das Haus, in dem er wohnte und in das er trat. Sie trat ebenfalls hinein und erfuhr bald von einigen Hausbewohnern Alles, was sie wollte. Sie hatte also Diejenigen gefunden, welche sie so lange suchte, und eilte nun nach Hause zu ihrer Herrschaft, aber mit der tödtlichen Angst im Herzen, daß sie vielleicht zu spät kommen werde.

Das Weitere wissen unsere Leser und werden sich vielleicht besser, als wir es im Stande zu beschreiben sind, vorstellen können, wie freundlich an diesem Abend das Feuer in der ärmlichen Stube glänzte, wie heiter die Hoffnung auf allen Gesichtern mit ihren schönsten Strahlen leuchtete, wie Louise die Eßwaaren zurichtete, wie sie lachte, wie sie weinte, wie sie plauderte, wie sie die sonderbarsten und rührendsten Thorheiten sagte.

Und wie heiter war Augustin an diesem Abend, wie fröhlich, wie liebenswürdig, wie angenehm in jeder Beziehung zeigte er sich in seiner Freude darüber, daß er die Familie Ifvars gefunden hatte, die er ein „Geschenk unsers Herrn," einen „Glückstreffer," eine wahre „bonne fortune" nannte!

Hedwig fand ihren Genuß in Augustins Entzücken, aber — sie seufzte auch bald darnach ein wenig. Sie wußte, wie oft die frohen Erwartungen ihres Bruders getäuscht worden waren. Sie hatte gerade an diesem Tage einige theils lächerliche, theils betrübende Erfahrungen gemacht, daß für manche Menschen Wohlwollen und

Wohlthaten nur neue und übertriebene Ansprüche hervorzurufen geeignet sind. Sie sprach mit Augustin darüber.

Dieser lächelte — er war an diesem Abend zu glücklich, um sich zu ärgern und sagte:

„Ja, das kann schon sein und ist schlimm genug! Aber Du wirst sehen, Hedwig, daß diese Familie nicht von solchem Schlag ist. Wir werden sie auf die Liste Derjenigen setzen, deren man sich mit Freude und mit Ehren annehmen kann. Und daß wir solche niederschlagende Erfahrungen gemacht haben, Hedwig, ist unser eigner Fehler. Wir haben uns zu weit verstiegen, zu wenig untersucht, sind zu bequem gewesen — besonders ich — und haben auf das Gerathewohl gegeben. Von jetzt an müssen wir uns mehr concentriren und Ifvars Familie soll für den Anfang unser Centrum sein. Nicht wahr? — Du wünschest ja, daß das junge Mädchen hier unter Deiner Aufsicht, in unserem Hause gepflegt werde? Sie muß in eine gesunde Luft und unter ärztliche Behandlung kommen. Und Hanna kann sie verpflegen und sich selbst dabei wieder erholen. Morgen nehmen wir beide einen Wagen und holen sie.

Der junge Mensch kann vor der Hand dort wohnen bleiben, aber ich will ihn als Eleve auf der Malerakademie unterzubringen suchen. Er hat wirklich ungewöhnliche Anlagen. Du hast ja das Gemälde gesehen — das Bild, das er während der Krankheit seiner Schwester gemalt hat? — Bei uns hier soll er essen. Und Louise mit ihrem warmen Herzen und ihrem fröhlichen Gemüth ist ein wahrer Schatz, wahrhaft köstlich! Sie müssen wir in jedem Falle ins Haus nehmen. Und da sie nichts weiter wünscht und verlangt, als unser Aller Dienerin zu sein, so dächte ich, wir nähmen sie als eine Art von Hausräthin in unser Haus. Nun — was meinst Du, Hedwig? — Wenn Ifvar und Gerda heim kommen, so wird unser Haushalt groß und Du kannst wol Beistand gebrauchen.“

„O, Du guter lieber Augustin!" rief Hedwig lachend, indem sie ihn umarmte. „Könntest Du nur der ganzen Welt helfen, dann gäbe es keine Noth mehr!"

Wie gesagt, so gethan!

Augustin und Hedwig nahmen einen Wagen und holten das arme kranke junge Mädchen in ihr Haus. Sie war aber so schwach, daß beide fürchteten, sie würde ihnen unterwegs im Wagen sterben. Und lange, lange war es zweifelhaft, ob ihr Leben wirklich im Ernst wiederkehren und den Tod besiegen würde.

Aber sie hatte Tag und Nacht eine unermüdliche Wärterin, welche sie keine Minute aus den Augen ließ und ihr Alles an den Augen absah. Und das war Hanna.

Endlich siegte das Leben und Karin wurde außer Gefahr erklärt.

„Nun glaube ich, daß mir Gott verziehen hat!" sagte Hanna, weinend vor Freude, als Karin zum ersten Mal mit Hedwig ausgefahren war und bei ihrer Rückkehr lächelte und wie eine Rose aussah.

„Nun sehe ich, daß Du ein gutes Herz hast, Mädchen," sagte Stolt. „Verzeihe mir, daß ich einst böse auf Dich war und Dich für ganz gefühllos hielt."

„Ach, verzeih Er mir, Stolt," sagte Hanna, „daß ich früher so leichtsinnig und dumm, auch gegen Ihn, gewesen bin, während Er so sehr, so sehr gut gegen mich ist!"

„Es ist merkwürdig, wie sehr sich das Mädchen geändert hat und wie angenehm sie nun geworden ist!" sagte Stolt zu Maja, als sie eines Abends zusammensaßen und einen Grützbrei verzehrten, den ihnen Hanna gekocht hatte.

„Und wartet bei Tische auf, daß es eine wahre Lust ist, ihr zuzusehen. Ich brauche mir auch nicht die geringste Beschwer damit zu machen," setzte Stolt nach einer Weile hinzu.

„Ja, das sage ich auch," fiel Maja ein. „Ein flinkes

Mädchen ist sie stets in ihren Geschäften gewesen. Sie läßt den Grützbrei gewiß nicht anbrennen. Hahaha! Sie ist es, die unsern Grützbrei hier gekocht hat, Stolt. Wer sie einmal zur Hausfrau kriegt, der kommt nicht schlecht an! Hahaha!"

„Nein, nein! Aber — Wenn ich nur nicht so alt wäre, ich" —

„Was! Er ist ja noch ein ganz stattlicher Mann, Stolt. Hahaha! Und durchaus noch nicht so alt! Nur sechzig und etliche Jahre, dächte ich" —

„Sechzig und einige Jahre?" rief Stolt verletzt. „Noch nicht volle dreiundfunfzig Jahre!"

„Nein, im Ernst!" fiel Maja ein. „Nun, das ist ja gerade die rechte Zeit und das rechte Alter, um zu heirathen."

„Ja, aber — Frauenzimmer sind Frauenzimmer! Und ich glaube gar nicht, daß ein Frauenzimmer Gefallen an mir finden kann."

„Warum denn nicht? Das weiß ich nicht — Er sieht ja recht — nun, recht hübsch aus; und wenn Er sich die Mühe nimmt, ein bischen höflich und artig zu sein" —

„Ich kann nicht anders sein, als ich bin," erwiderte Stolt würdevoll. „Jeder hat seine Art, wie der selige Glad immer zu sagen pflegte, und meine Art ist nie artig oder munter gewesen, besonders seitdem Glad mich verlassen hat."

„Aber bedenk Er, wenn ein Frauenzimmer, ein junges Mädchen, meine ich, Gefallen an Ihm fände, so wie Er ist, Stolt!" bemerkte Maja.

„Das — würde mir Achtung gegen sie einflößen!" sagte Stolt, „und — einen guten Grützbrei kocht sie, das ist wahr!"

„Und wenn einer älter wird, Stolt," fuhr Maja fort, „so mag es recht angenehm sein — ich meine bei einem Mann — wenn er sein eignes Hauswesen und

seine Hausfrau hat, die ihm Abends Grütze kocht und Gesellschaft leistet. Wie, Stolt?"

Stolt antwortete nicht, aber er seufzte tief und das Gespräch wurde nicht weiter fortgesetzt.

Göthilda war, wenigstens im Anfang, am lauesten gegen die Neuangekommene gestimmt. Sie war neugierig, wie dieselbe aussehen, ob sie auch eine „Mamsell Nichts," wie so viele Andere sein, was aus ihr werden würde und ob man „Etwas" aus ihr werde machen können. Und dann, wie man sie nennen sollte. Für den Anfang nannte sie dieselbe „Ifvars Testament."

„Ifvars Testament" saß still und fleißig und nähte im Dalberg'schen Hause, so bald ihre Kräfte wiedergekehrt waren. Aber sie lächelte so geistvoll und schön über Göthilda's Aus- und Einfälle, blickte Hedwig und Augustin mit so dankbar strahlenden Augen an, antwortete so gut und klug auf Das, was ihr gesagt wurde, und war überhaupt so liebenswürdig, daß sich ihre Stellung im Hause allmälig ganz und gar veränderte. Sie gab die Geschäfte einer Nähterin auf, um Lehrling bei Hedwig, bei Augustin, ja selbst bei Göthilda zu werden, die sie singen und zeichnen lehrte. Und „Ifvars Testament" erhielt unvermerkt den Namen „Göthildens Schützling," Hedwigs Mädchen, die Tochter des Hauses, die kleine Karin.

Und unter dem Sonnenschein der Familienliebe und des häuslichen Glücks entwickelte sich das junge Mädchen und blühte in Schönheit des Körpers und der Seele empor.

„Sie ist Engel die zweite," erklärte Göthilda, besonders nachdem sie von Louisen verschiedene Züge aus Karins Leben erfahren hatte, die deren Ansehn in ihren Augen bedeutend hoben — „und der Mutterbruder darf sie ein bischen liebhaben — aber nicht so sehr, wie mich, das versteht sich von selbst."

„Das thue ich auch, hol' mich der Teufel!" sagte der

General. „Dergleichen kann man nicht zu viele im Hause haben.“

Und das war auch ein Glücksumstand bei dieser „bonne fortune“, daß der General Herkules so vollkommen zufrieden mit der Aufnahme dieser Geschwister in der Familie war.

Braven Menschen zu helfen, die sich selbst gern helfen wollten, das war eben seine Sache. Er nahm Eli sofort unter seine Flügel, ließ seine beiden Zimmer mit allem alten Geräth, das darin war und sich malen ließ, als Thürstücke von ihm malen und gab ihm ein bedeutendes Honorar dafür.

Göthilda sang der kleinen Karin dann und wann das Lied:

„Die kleine Karin diente am jungen Königs Hof,“

vor, wobei Karin allemal erröthete und „so hübsch wurde“ — wie Göthilda meinte.

„Du hast Recht, Augustin!“ sagte endlich Hedwig. „Ifvars Testament ist wirklich eine «bonne fortune». Ich fange an das Mädchen zu lieben, als wäre es mein eigenes Kind.“

„Nun sieht es doch aus, als ob die Leiden der Ollonberg'schen Familie vorüberwären!“ rief Louise, als sie sich mit dem Rang einer Köchin, entzückt, lachend und weinend an den Herd der Dalberg'schen Küche stellte — die einzige Würde und Ehre, welche sie annehmen wollte — und bei dem Schein des Küchenfeuers und im Lustfeuer ihrer Hoffnungen die kleine Karin auf der Höhe ihres Glücks sitzen, Eli im Himmelswagen der Kunst zur Unsterblichkeit emporfahren und alle Leiden der Familie Ollonberg beendigt sah.

Eichen.

Ein schönes Landgut und ein liebendes Menschenpaar in idyllischer Einsamkeit und Friedlichkeit daselbst wohnend, scheint Vielen der Typus des höchsten irdischen Glücks, ein Stück des Paradieses zu sein. Und das kann auch der Fall sein. Aber es kann auch anders sein. Die Einsamkeit ist eine scharfe Kritikerin. Sie erregt Gefühle, sie macht dieselben inniger, sie steigert Glück und Leiden zur höchsten Innigkeit; sie gestattet nicht, den Eindrücken zu entfliehen, sie zu zerstreuen und zu verflüchtigen. Diese Eindrücke bleiben, sie dringen ein, sie dringen durch und verwandeln unmerklich, aber unwillkürlich, den Menschen und das Haus.

Heilige, theure, liebe Einsamkeit! Soll ich Dich anklagen? Nein! Denn ich glaube, daß Du weit mehrere befreiest, als Du darnieder wirfst; und wohlthätiger als Deine Gesellschaft war mir noch nie die eines Freundes auf Erden. Aber Eines scheint mir gewiß. Kein Mensch darf wagen in tiefer Einsamkeit mit einem andern Menschen zusammenzuleben, wenn wesentliche Abweichungen zwischen ihnen auf dem Grund ihres Charakters oder ihrer Gesinnungen liegen. Denn diese werden dann sehr bald störend hervortreten.

„Eichen" war eine schöne Besitzung. Uno und Engel zogen als ein liebendes, glückliches Paar dahin. Und

sie waren dort wahrhaft glücklich! Stunden unendlicher Seligkeit und Schönheit blühten diesen liebenswürdigen und liebenden Gatten dort empor. Aber — Etwas fehlte ihnen dennoch. Es stand der vollständigen Vereinigung der beiden Gatten ein Hinderniß entgegen, das anfangs nur dunkel empfunden und von den Blumen der Liebe verhüllt, allmälig immer mehr und mehr hervortrat und sich immer häufiger, immer bestimmter zeigte. Es war der Abgrund, der sie früher einmal zu trennen gedroht hatte. Aber jetzt, wie damals, wandten sie ihre Häupter davon ab und reichten einander ihre Arme darüber, indem sie ihn mit Blumen ausfüllten. Allein er wurde wieder und immer wieder sichtbar und Engels jugendliche Heiterkeit nahm immer mehr und mehr ab.

Seit einiger Zeit hatte Engel Stunden tiefer Schwermuth. Dann suchte sie die Einsamkeit, besonders im Freien, wo sie am sichersten darauf rechnen durfte, ungestört zu sein.

„Eichen" lag ein Stück vom Mälarsee landeinwärts in einer wild romantischen Gegend. In der Nähe des Wohnhauses begann ein schöner, weit ausgedehnter Park. Darin lag ein See, Tiefensee genannt, umgeben von hohen, meist senkrechten Felsenwänden, die hier und da von belaubten Baumgruppen und Thaleinschnitten unterbrochen wurden. Diesen Felswänden entlang am See hatte Uno einen Treppengang angelegt, der auf bequemen Stufen über die Berge in die Grotten und Säle führte, welche Natur und Kunst im Verein hier gebildet hatten. Hier war eine Stelle, wo ein Ebereschenbaum und eine Birke aus den Spalten der Felsenwand gewachsen waren und sich so gegen einander gelehnt hatten, daß sie eine Thür bildeten. Hier pflegte Engel zu sitzen und über den See hinauszublicken, in dessen geheimnißvolle, anscheinend bodenlose Tiefe sie ihre Blicke zu versenken liebte. Hier hatte Uno eine Bank in den Felsen hauen lassen, die er „Engelsruhe" nannte.

Eines Tages saß Engel auf dieser Bank. Es war ein Tag im ersten Beginn des Frühlings. Die Luft war von einem Nebel erfüllt, der alle Gegenstände zur Hälfte verbarg; aber die Atmosphäre war mild, weich und voll von jenem unaussprechlichen Reiz, der den nordischen Winter bricht und die erste Frühlingsahnung verkündet, daß

„Die Erde liebeswarm
Ruhet in des Frühlings Arm".

Der Schnee schmolz in den Wäldern, die Birkhühner koseten in den Föhren, der Fuchs lockte sein Weibchen. Die Laubhölzer errötheten und ihre Knospen schwollen in dem feuchten, milden Wetter. Dann und wann kam ein schalkhafter Wind, lud die Wellen des Tiefensees zu einem Tanz ein und rührte in die Harfen des Waldes und der Felsen. Das Herz der Natur schien im Gefühl der herannahenden Hochzeit zu schwellen.

Die junge Frau auf „Eichen" sah und hörte dies Alles. Aber ihr Herz schwoll nicht im Einklang mit dem der Natur. Es war im Gegentheil ungewöhnlich beklemmt und wie von verhaltenen Thränen belastet.

Es gibt Stunden, in denen uns unwillkührlich ängstliche Ahnungen ergreifen. Hunderte derselben verweht der Wind wie Spreu; aber einzelne bleiben zurück, weil sie — eine heimliche Wurzel haben.

In Engels Seele war ein Nebel, wie in der Natur, aus welchem die Gegenstände unbestimmt und düster hervorschimmerten. Sie gab ihm keinen Namen, ja, sie mochte nicht einmal daran denken, aber sie fühlte dunkel, daß E t w a s zwischen ihr und ihrem Gatten stand, das ihr Leben zu umnebeln drohte. Ein Gefühl, so trübe und so düster, wie es nur die Trennung erzeugt, lag in der Tiefe ihrer Seele und belastete sie. Aber allmälig fingen ihre Thränen an zu rinnen und sie zu erleichtern.

Allein plötzlich trocknete sie ihre Thränen, denn sie

hörte Schritte eines Kommenden und erkannte Uno, der mit Jemand fröhlich plauderte. Er sprach mit ihrem kleinen Sohn.

Uno kam, um seine Gattin aufzusuchen. Als er sie fand, machte er ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie sich durch diese Bergwanderungen ermüde, besonders jetzt. — „Ich glaube, ich muß noch ein Tyrann werden und Dich einsperren!" sprach er scherzend.

Engel lächelte ihn an, aber dabei sah er, daß sie geweint hatte. Zärtlich dringend forschte er nach der Ursache ihrer Thränen, denn Uno wußte, daß Engel nicht zu diesen weinerlichen Frauen gehörte, die Thränen um nichts vergießen. Aber Engel wollte mit der Ursache nicht heraus.

Uno legte sich aufs Rathen und brachte mehrere Dinge zum Vorschein, über deren einige Engel lachen mußte. Endlich sagte sie:

„Ach nein, gib Dir keine Mühe, Fehler gegen mich bei Dir zu suchen, Du bist der beste, gütigste Mann — Du bist zu gut gegen mich. Aber — — dessenungeachtet" —

„Dessenungeachtet? Was weiter? Nun muß es heraus, Engel, sonst werde ich böse!"

„Dessenungeachtet fühle ich mich zuweilen so — einsam! Nun ist es heraus — Uno, vergib mir!"

Sie küßte ihn innig, aber ihre Thränen flossen aufs neue.

„Einsam?" rief Uno und blickte sie fragend an.

„Ja, einsam in meinen tiefsten, innersten Gefühlen und Gedanken. Nein, sieh nicht so ernst aus, Uno! Denn sonst fühle ich mich unglücklich. Sieh, mein geliebter Mann, ich will Dich ja nicht verstimmen, Dir auch nicht für eine Stunde Unbehagen verursachen, wie ich mir selbst hier verursache, wenn ich verstimmt bin."

„Und was sind denn das für tiefe, innere, vortreff-

liche Gedanken, die Du mir verbergen mußt?“ fragte Uno nicht ohne eine gewisse Schärfe.

„Du weißt es, Uno,“ sagte Engel, „ich habe oft gewünscht, zur Beichte zu gehen. Aber ich habe nicht darauf dringen wollen, weil Du nicht fühltest wie ich. Noch weniger habe ich seit langer Zeit davon sprechen mögen, da ich sehe, daß Du es nicht gern hörst; aber jetzt sehne ich mich mehr als jemals darnach. Es ist nun schon so lange! Und bald wird eine Zeit kommen, da es sich um Tod und Leben für mich handelt. Ich fühle große Sehnsucht, mich vorher inniger mit dem ewigen Leben zu verbinden — ich möchte gern einmal zum Tisch des Herrn gehen!“

„Nun wohl, wer hindert Dich daran?“ versetzte Uno etwas herbe. „Wenn Du gehen willst, so — geh!“

„Allein?“

Bei diesem Wort sah ihn Engel mit einem so rührenden Blick an, daß er sich unwillkürlich bewegt fühlte. Er sah vor sich hin, indem er spielend mit seinem Spazierstock kleine Steinchen vom Felsen in den See schnellte.

Engel fuhr fort:

„Gestern, als ich in der Kirche war, sah ich die Frauen mit ihren Männern zusammen zum Altar gehen. Sie kamen mir so glücklich vor, Uno! — Es sah so schön aus“ —

Mit milder, aber ernster Stimme erwiderte Uno:

„Wünschest Du, daß ich etwas des Scheines halber, ohne innere Ueberzeugung thun soll?“

„Nein, ach nein! Aber — ich gräme mich, Uno, daß es so ist, daß wir in manchen Dingen — getrennt sind. Das wirkt auf mich ein; ich kann mir nicht helfen.“

Ein tiefes Schweigen folgte dieser Antwort.

Als Engel wieder aufblickte, sah sie Uno's Augen mit einem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit auf sich geheftet. Nach einer Weile sagte er:

„Schließe Dich an Deine Geschwister in den Ueberzeugungen und Gebräuchen an, die Du gemeinsam mit ihnen liebst. Und dann — komm wieder zu mir und sei glücklich mit Dem, der über Alles in der Welt Dich glücklich zu sehen wünscht! — Komm, mein süßes, liebes Kind! Laß Dir durch die milzsüchtigen Grübeleien, die von jungen Frauen so oft und so unnöthig gehegt werden, Deinen hellen Blick und Deine helle Stirn nicht verdüstern, mein Engel! Blicke um Dich, hier, in diesem großen Tempel, wo tausend Stimmen von Leben und Seligkeit sprechen — athme den Hauch ein, der Alles mit der Kraft der Wiedergeburt erfüllt — höre, wie Alles ruft im Wald, im See, in der Luft, wie Alles athmet, erwacht, sich regt, um zu lieben, um zu leben, um zu genießen! Trägst Du selbst, Geliebte, nicht unter Deinem Herzen das Versprechen eines neuen Frühlings für unser Haus, für unser Glück? O, so laß Deinen Athem, Dein Leben Eines werden mit dem großen All außer Dir! Vergiß die kleinen Bekümmernisse des Augenblicks und versenke Dich in dieses Alles belebende, Alles nährende und Alles erneuende" —

Ein schwacher Ruf und ein Plätschern im See unter ihren Füßen unterbrach Uno's entzückte Rede.

Engel sprang auf.

„Das Kind!" rief sie und blickte wild um sich her. Der Knabe war verschwunden. Engel eilte an dem Geländer, welches den Felsenweg nach der Seeseite hin einschloß, dahin. Uno wollte sie zurückhalten, aber sie riß sich aus seinen Armen und warf sich in einem Nu über das Geländer in das Wasser hinunter, aus welchem sie ihren Knaben die kleinen hülflosen Händchen emporstrecken sah.

Das war das Werk eines Augenblicks.

Das Kind hatte sehen wollen, wohin die Steine fielen, die der Vater in den See hinabschnellte. Um besser hinunter blicken zu können, war es unter dem Ge-

länder weggekrochen und dabei die senkrechte Felsenwand hinuntergestürzt. Es war eben im Begriff zu sinken, als es von dem Arm seiner Mutter erreicht wurde.

Es war Abend.

Hedwig und Augustin waren in „Eichen". Sehr viel war vom Morgen bis zum Abend dieses Tages anders geworden. Engel hatte zwar ihr sinkendes Kind gerettet und Uno's Bemühungen war es gelungen, Mutter und Kind der Umarmung des Tiefensees zu entreißen; aber der See hatte dennoch das Seine gethan. Es war keine Hülfe möglich — die schöne, geliebte, junge Gattin und Mutter, sie war — dem Tod verfallen.

Engel fühlte dies; sie wußte es, nachdem sie aus schweren Schmerzen wieder zur Besinnung gekommen war. Sie war jetzt völlig von allen Schmerzen frei, aber sie hatte nicht viele Augenblicke mehr zu leben. Und diese wenigen Augenblicke widmete sie fast ausschließlich ihrem unglücklichen Gatten. Worte unaussprechlicher Liebe, Worte des Trostes, der Hoffnung und der Dankbarkeit gingen von ihren blassen Lippen. Aber Uno hörte sie nicht. Er verstand nicht, was um ihn her geschah. Er hatte noch nie Jemand sterben sehen; und daß seine Gattin, sein jugendlicher, lebensfrischer Engel sterben sollte, glaubte er nicht.

Das vermochte er nicht zu fassen!

Aber in der Stunde, da sie, nachdem sie zu Hedwig und Augustin noch einige Worte gesprochen, noch einmal ihren Blick auf Uno gewandt, nochmals seinen Namen ausgesprochen und dann die Augen geschlossen und zu athmen aufgehört hatte — in dieser Stunde

bemächtigte sich seiner ein wilder wahnsinniger Schmerz. Er warf sich über Engel, er richtete sie in seinen Armen auf, er küßte sie, er rief sie beim Namen. „Engel! Meine Gattin! — Mutter! — Erwache!" — rief er.

Und sie erwachte!

Langsam öffnete sie die schönen Augen und heftete einen traurigen, fast vorwurfsvollen Blick auf ihn.

Bekümmert sprach sie dann:

„Ach! Warum wecktest Du mich? Ich schlief so süß, ich träumte so schön. Und nun fühle ich, daß ich wieder große Schmerzen ertragen muß" —

Sie schloß die Augen wieder und als sie dieselben nach einiger Zeit öffnete, war ihr Blick wild und verstört.

„Warum macht ihr das Zimmer so finster?" rief sie. „Warum laßt ihr das Licht Gottes nicht herein? Uno, geliebter Uno, bist Du es, der mich in das ewige Dunkel hinausstößt? Was habe ich Dir gethan, geliebter Mann? — Vergib mir, armes Kind! Es war nur Unverstand! Laß mich gehen, wohin ich mich sehne! Nicht in die Tiefe dort — es ist so kalt und dunkel da, Uno, Barmherzigkeit! — Hedwig! Rette mich! Rette mich! Nein! Still! Laß es sein! Niemand soll zwischen ihm und mir stehen! Wo er ist — da will ich auch sein, obgleich er mich nicht länger schlafen lassen will."

In diesen wilden Fieberphantasien verlebte Engel noch acht Tage. Dann starb sie. Aber kein Schimmer von Licht, keine Ruhe kehrte ihr bis dahin zurück. Das Licht ihrer Seele war völlig verschwunden. Eben so die Schönheit ihres Körpers. Sie war nicht mehr zu erkennen. Es war ein trauriger Anblick.

Als der lange schwere Todeskampf endlich vorüber war und der Tod seine Beute an sich genommen hatte, erhob sich keine Stimme mehr, um die Geschiedene ins Leben zurückzurufen.

Ihr unglücklicher Gatte saß zwar auch an ihrer Seite, aber —

Es heißt, daß in der Vorzeit die Unglücklichen, welche das Haupt der Medusa erblickten, vor Entsetzen plötzlich zu Stein wurden. Etwas Aehnliches schien mit Uno vorgegangen zu sein. Ein Gedanke, ein Gefühl, dunkel wie die ewige Nacht, hatte sich in seinem Herzen, in seinem Hirn festgesetzt und starrte aus seinem thränenlosen Blick.

„Geh zu ihm, Hedwig!" sagte Augustin zu seiner Schwester. „Sprich zu ihm! Umarme ihn! Wir müssen diesen Zustand brechen."

„Wir wollen Beide zu ihm gehen!" erwiderte Hedwig.

Sie gingen Beide; sie schlossen ihren unglücklichen Schwager in ihre Arme; sie benetzten sein Gesicht mit ihren Thränen. Er schien es nicht zu bemerken.

Augustin nahm den schönen schlafenden Knaben in seine Arme und trug ihn zu dem Vater.

Er schob ihn hastig von sich.

„Nimm ihn weg!" rief er heftig. „Er war die Ursache!" Damit wandte er sich ab und schauderte.

Bei Engels Begräbniß, einige Tage später, wankte ihr Gatte bleich und düster daher. Mehrere Stunden nach dem Begräbniß fand ihn Augustin auf ihrem Grab in unendlichem, thränenlosem Schmerz ausgestreckt liegen. Er führte ihn nach Hause, aber Uno schien nicht recht zu wissen, was mit ihm vorging, so wenig wie Jemand von seinen Umgebungen wußte, was in ihm vorging. Er sprach mit Niemand, antwortete einsylbig oder gar nicht auf Das, was man ihm sagte, und schien unempfindlich gegen allen Trost, alle Zärtlichkeit, alle

Hoffnung zu sein. Dann und wann schloß er auf längere Zeit die Augen. Und wenn er dieselben wieder öffnete, so lag ein Ausdruck von so tiefem, grenzenlosem Schmerz darin, daß Hedwig sich abwenden und laut weinen mußte.

Eines Tages brachte man ihm einen Strauß schöner Blumen aus seinem Gewächshaus. Im ersten Augenblick griff er mit einer Art von Freude darnach, aber gleich darauf warf er ihn heftig von sich, sprang mit einem wilden Schmerzensschrei auf und verschloß sich in sein Zimmer. Letzteres wollte er seit dieser Zeit nicht wieder verlassen. Sein Schmerz ging immer mehr in Menschenscheu über. Er verließ nie das Haus, ließ sich Bart, Nägel und Haare wachsen und sah bald entsetzlich aus.

So verging eine Woche nach der andern. Ein alter treuer Diener war der einzige Mensch, den er in seiner Nähe duldete, und der Pflege und Aufsicht desselben empfahlen die Geschwister ihren unglücklichen Schwager.

Uno's unverheirathete Schwester Bertha, ein am Körper schwaches, aber an Geist starkes weibliches Wesen, das bisher bei einer verheiratheten Schwester gelebt hatte, wurde berufen, Mutterstelle bei Uno's Kind zu versehen und über ihren Bruder zu wachen, die Zeit abwartend, in der sein Vatergefühl wieder lebendig werden und als Mittel dienen könne, ihn zum Leben und zur Geselligkeit zurückzuführen.

Freunde, Arzt und Geistlicher versuchten lange Zeit, was Freundschaft, Wissenschaft, gesunde Vernunft und Religion zur Milderung von Uno's Schmerz beitragen könnten; allein er schien auf Nichts zu hören, was man ihm sagte. Allmälig überließ man ihn daher seinem Schmerz und betrachtete seinen Zustand als unheilbar.

Aber Hedwig und Augustin verließen ihn nicht.

Zwar hatten die Aerzte geäußert, daß wenig Wahrscheinlichkeit für seine Wiederherstellung vorhanden sei und daß die einzige Veränderung in seinem Zustand, welche erwartet werden könne, in dem Uebergang von dieser stillen Schwermuth zur wildesten Raserei bestehen werde; allein die beiden Geschwister hielten die Hoffnung, hielten den Glauben fest, daß es mit ihrem theuern Uno anders werden würde, und fuhren fort, ihn mehrere Male in jeder Woche zu besuchen oder, wenn er sie nicht sehen wollte, sich mit Bertha zu besprechen, welche sorgfältig über den Vater, wie über das Kind wachte, das unter ihrer Pflege so schön, so frisch und so fröhlich erblühte, als hätte der Schmerz mit seinen dunkeln Schwingen nie um seine Wiege gerauscht. Bertha gab den Geschwistern genaue Nachricht von Allem, was Uno betraf. Die geringste Veränderung in seinem Zustand suchten sie zu benutzen. Allein leider blieb sich Uno's Verhalten von Tag zu Tag gleich und nur seine Schlaflosigkeit schien zuzunehmen. Wenn aber Bertha zuweilen an der Thür seines Zimmers lauschte, so hörte sie heftige ungleiche Schritte und einen Ton, als ränge ihr Bruder verzweifelnd seine Hände.

Der General Herkules brummte und sprach:

„Ich verstehe dieses junge Geschlecht, die Menschen dieser Gegenwart nicht; aber das Alles rührt von den modernen Theorien her! — In der guten alten Zeit, wenn man einen Kummer hatte oder von einem Unglück überfallen wurde, verschloß man sich in seine Kammer, las in der Bibel und zog sich Kraft und Trost aus deren Worten. Dann trocknete man seine Thränen, ging wieder hinaus in die Welt, war Freund mit seinen Freunden, pflegte seine Berufsgeschäfte, wie vorher, und trug seine Last vor Gott in Geduld. So machte es auch der große König

Karl! Aber jetzt setzt man Himmel und Erde in Bewegung, weil man sein Unglück nicht selbst tragen kann, als ob kein Gott im Himmel wäre. Das kommt von den verwünschten modernen Theorien!"

Und damit fuhr der General Herkules auf, schüttelte den Kopf, sang seine alten Lieder und ließ den Thorshammer donnern, daß das ganze Haus dröhnte.

Uno.

Der Frühling war gekommen mit seinen Kränzen und Sängern, der Sommer war ihm gefolgt mit seinen Aehren, mit seiner Fülle von Schönheit und Leben. Allein der Einsiedler in „Eichen" wußte es nicht. Er hatte den Frühling, er hatte den Sommer nicht gesehen. Er saß fortwährend in seinem Dunkel.

Die Geschwister Dalberg sammt dem Mutterbruder Herkules waren hinaus nach Björkö gezogen und machten von da aus häufige Besuche in „Eichen". Ueber den See hatten sie nur eine halbe Stunde bis dahin.

Eines Tages kam Augustin von „Eichen" zurück.

„Uno hat gesprochen," sagte er zu Hedwig. „Aber ich weiß dessenungeachtet nicht, was ich von seinem Zustand denken soll, was wol mit ihm zu machen sein möchte. Als ich heute zu ihm fuhr, fühlte ich mich ganz ungewöhnlich belebt. Ich hatte beschlossen, in jedem Falle, um jeden Preis mit ihm zu sprechen, mir zu seiner Vernunft Bahn zu brechen, seine Denkkraft zu wecken oder wenigstens zu erschüttern. Ich nahm ihn ganz kurz vor, machte ihm Vorwürfe wegen seines Benehmens, sprach mit ihm von dem Zeugniß, welches das Gewissen, das Bewußtsein der Menschen zu allen Zeiten für ein Leben nach dem Tod, für die persönliche

Auferstehung ablegt, und suchte ihn so zu dem Licht zu leiten, welches die christliche Offenbarung als eine Vervollkommnung und Bekräftigung der höchsten Ahnungen des menschlichen Geistes aufgehen läßt. Ich griff auch sein Herz an, ich berührte es an seiner schmerzlichen Wunde. Ich fragte ihn, ob er nicht glaube, daß Engel durch seinen Schmerz leiden, daß dadurch sogar ihr Himmel verdüstert werden würde. Ich erinnerte ihn an die Ahnung von dem Verhältniß zwischen liebenden Seelen, die in dem herrlichen alten Gedicht von „Helge" und „Sigrun" ausgedrückt ist, wo der „Todte" klagt, daß seine Brust durcheist werde von den Thränen, welche die zurückgelassene Gattin um ihn weint. Ich selbst wurde ganz gerührt und gerieth zuletzt so in Eifer, daß ich nicht begreife, wie Uno ungerührt, unerschüttert bleiben konnte. Aber er hörte mir still, starr und gleichgültig zu. Und als ich endlich zu sprechen aufhörte, sagte er: «Ich danke Dir! Ich begreife Deine gute Absicht, aber — ich verstehe Deine Worte nicht. Mein Gehirn ist wie geronnen und mein Herz hindert mich, irgend Etwas zu fühlen oder zu denken außer meine Unseligkeit. Dank Dir, Augustin! Aber — es verlohnt sich nicht der Mühe. Menschen helfen mir nicht! — Dazu gehört etwas Stärkeres. Der Tod ist ein starker Mann. Er allein kann lösen oder — für immer beruhigen; und ich begreife wahrhaftig nicht, warum ich noch lebe»! Nach diesen Worten versank er wieder in sein früheres Schweigen und ich sah, daß ihm meine Gegenwart unangenehm war. — Was sollen wir nun thun, Hedwig? Wie sollen wir diesem Unglücklichen helfen? Kannst Du Dir irgend eine Weise, irgend einen Ausweg denken?"

„Nein," versetzte Hedwig, „das kann ich nicht. Aber was den Menschen unmöglich erscheint, das ist Gott möglich."

Und in dieser Hoffnung beruhigte sich ihr stiller

Geist, in dieser Hoffnung richtete sich Augustins Muth wieder auf und beide verblieben dabei, kein denkbares Mittel unversucht zu lassen.

Eines Morgens — es war um die Mittsommerzeit — fuhr Hedwig nach „Eichen". Der Gedanke an ihren unglücklichen Schwager machte ihre Augen blind für die Herrlichkeit der Natur, welche sie umgab. Die belaubten Eilande, die wie glückliche Inseln in dem spiegelklaren Mälarsee lagen, über welchem leichte Nebel schwebten und Wasservögel flatterten, sah Hedwig nur wie durch einen Trauerflor. Sie war an diesem Morgen ungewöhnlich niedergeschlagen. Ihr gefühlvolles Herz sympathisirte auf das innigste mit allen Leidenden, wie mit allen Glücklichen, am meisten mit den ersteren.

Sie traf Bertha in einem Zimmer, das sich vor der Wohnstube ihres Bruders befand. Bertha war unruhig und aufgeregt.

„Ich fürchte," sagte sie, „daß etwas Ungewöhnliches vorgeht. Ich habe gehört, daß Uno sich in seiner Stube bewegt und heftig auf und nieder geht."

„Glaubst Du, daß ich hineingehen kann?" fragte Hedwig.

„Ich weiß es kaum. Ich fühle mich heute so ungewöhnlich befangen. Der Arzt, der gestern hier war, fürchtet das Schlimmste und hat mich dringend gebeten, das Kind — vor seinem Vater wohl in Acht zu nehmen. Ach, Hedwig!"

„Ich muß dessenungeachtet einen Versuch machen, hineinzugehen und mit ihm zu sprechen."

Und bleich, aber entschlossen ging Hedwig nach der Thür, die zu Uno's Zimmer führte.

In demselben Augenblick wurde diese Thür geöffnet und Hedwig trat erschrocken einen Schritt zurück, denn es war Uno selbst, der vor ihr stand, Uno mit dem üppigen verwilderten Haarwuchs, mit dem langen Bart. Es war der frühere Unglückliche, aber doch nicht ganz

derselbe. Der düstere todte Ausdruck in seinen tiefliegenden Augen war jetzt einem gewissen Feuer gewichen. War es wol das der Freude? War es das des Wahnsinns? Es strahlte ein Licht aus seinem Blick, das keinem irdischen glich, das einen gewissen Schein über das ganze abgemagerte Gesicht verbreitete.

Als Uno heraus in das helle Tageslicht trat, stutzte er und legte eine Hand schützend über seine Augen. Nach einer Weile ließ er die Hand wieder fallen.

„Ist das nicht Hedwig? Ist das nicht meine Schwester Bertha?“ fragte er mit einer Stimme, die in Hedwigs Ohren ganz wunderlich klang.

„Ja, Uno!“ rief Hedwig, indem sie zu ihm trat, seine Hand ergriff und ihn mit ihren sanften hellen Augen ansah.

Er umarmte sie und Bertha, dann sprach er!

„Dank Euch, Ihr Lieben! Ich habe Euch viel Unruhe gemacht. — Verzeiht mir! — Fürchtet nichts weiter. Ich bin wohl! — Alles ist gut!“

Er verließ sie und ging ins Nebenzimmer, wo er Etwas zu suchen schien. So kam er endlich in die Stube, in der sein Kind lag, das in seinem kleinen Bettchen schlief. Die Wärterin saß daneben, nähte und sang.

Der Vater sank vor dem Bett seines Kindes auf die Knie, blickte lange auf den Knaben, küßte dessen Wangen und benetzte sie mit Thränen. — Dann trat er an ein Fenster, welches offen stand. Ein Vogel sang in den Hollunderbüschen draußen. Uno horchte und — lächelte. Er blickte hinaus in die Gegend und sah, daß es Sommer war. Er verließ das Zimmer, schritt durch den Vorsaal und ging die Treppe hinab. Schweigend und ohne sich umzusehen ging er vorwärts. Hedwig und Bertha folgten ihm angsterfüllt, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, indem sie einander mit fragenden, unruhigen Blicken ansahen.

Auf der Freitreppe vor dem Hause, in der frischen Luft blieb Uno einen Augenblick stehen, athmete mehrere Male tief, tief, streckte dann die Arme aus, gab einen Schrei — einen Aufschrei der höchsten Freude — von sich und stürzte hinaus in den Park.

Die Sonne schien über die grüne, thaugetränkte Erde, die Birken rauschten und dufteten, die Lerchen sangen in den Wolken, blau und rein wölbte sich der Himmel über der blühenden Welt, die Frische des Morgens wehte durch die Luft, alle Blumen öffneten sich — die Natur schien ihr Auferstehungsfest zu feiern. Und der unendliche Jubel eines Menschen mischte sich hinein. Uno's Schritte wurden immer schneller, unsichtbare Schwingen schienen ihn zu tragen; — wo er ging, umfaßte er die Bäume, küßte das Laub, drückte die Blumen an seine Brust und schien zu den Vögeln, zu den Bäumen, zu den Blumen, zu Allem in der Natur zu sprechen.

Und die Vögel sangen und jubilirten, die Bäume neigten sich, die Blumen dufteten, als ob sie seinen Worten lauschten.

„Das ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!“ sprach er. „O, diese Liebe, diese Seligkeit!“

Und er erhob seine Hände gen Himmel und warf sich dann nieder auf die Erde, als wollte er sie umarmen. Ein Strom von Thränen erleichterte ihn und sänftigte die heftige Aufregung seines Gemüths.

Hier fanden ihn Hedwig und Bertha.

Er legte sein Haupt auf Hedwigs Schoos und weinte.

„Beunruhigt Euch nicht,“ sagte er nach einer Weile. „Alles ist gut. Sie lebt. Dankt Gott! Seid ruhig. Ich will auch ruhig werden.“

Still saßen die beiden Mädchen beim warmen Sonnenschein im Grase und bewachten unter stummen Freudenthränen den Bruder. Sie bemerkten nun, daß er gesund werden würde. Ueber ihnen trillerten Lerchen ihre Auferstehungslieder, die Blumen dufteten, die Winde

3*

rauschten und die Mädchen fühlten, daß Gottes Geist um sie her wehte.

Uno wurde immer stiller, er schien in Schlummer zu versinken; aber von Zeit zu Zeit ging ein Zittern durch seine Glieder und er nannte den Namen seiner Gattin.

Jetzt trat der alte treue Diener zu ihnen, der seinen Herrn mit unbeschreiblicher Angst vermißt und gesucht hatte.

Mit ihm und den beiden Mädchen kehrte Uno ins Haus zurück. Sein exaltirter Zustand war vorüber, aber das Gefühl von Glückseligkeit blieb in seiner Brust zurück. Seine Stimme war weich, seine Augen leuchteten von einem sanften, gleichmäßigen Licht.

Bald wurde Uno auch in Bezug auf sein Aeußeres wieder derselbe, der er vor diesem Unglücksfall gewesen war. Allein, die ihm näher standen, bemerkten gleichzeitig, daß auch eine große innere Veränderung mit ihm vorgegangen war.

Wodurch diese hervorgebracht worden war, erwähnte er nie. Er vermied auch, mit Augustin und Hedwig darüber zu sprechen und schien dieses Geheimniß wie einen kostbaren Schatz für sich allein behalten zu wollen, ohne es dem Licht des Tages bloßzustellen. Aber wenn er in dieser Hinsicht fest verschlossen blieb, zeigte er sich um so offener, herzlicher und zugänglicher in allem Uebrigen. Er sprach gern von Engel und zwar stets wie von einem lebenden glückseligen Wesen, das er einst wiedersehen würde. Sein Kind war seine größte Freude.

Seinen Unterthanen widmete er eine immer größere Sorgfalt, die sich nicht mehr, wie früher, ausschließlich auf ihren materiellen Wohlstand erstreckte, sondern vorzugsweise auf ihre geistige Veredlung Rücksicht nahm. Unter Anderm richtete er eine Leihbibliothek auf seiner Besitzung ein, für welche er eine Menge von guten, nützlichen und zugleich unterhaltenden Büchern anschaffte.

Der liebe Dr. Lund, den wir bereits kennen, war nun ein fortwährender Gast auf „Eichen" und Uno las

und studirte tagtäglich mit ihm. Dieser gelehrte und liebenswürdige Mann gehörte zu denjenigen Geistlichen der lutherisch-evangelischen Kirche, welche sich über den gewöhnlichen beschränkten Standpunkt ihrer Amtsbrüder erheben und durch selbständige und gründliche Forschung in der heiligen Schrift zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß noch keine Religionsform, noch keine Kirche auf Erden das Licht, welches in der heiligen Schrift enthalten ist, den Reichthum von Gnade und Seligkeit, den sie über alle Wesen verbreiten soll, vollständig erfaßt hat.

Und dieses Licht, das er gefunden hatte, theilte er Uno mit. Uno hatte, gleich ihm selbst, das Licht einmal gesehen, das seine Augen so wunderbar geöffnet und ihm neue Klarheit über Leben und Tod gegeben hatte. Beide Männer verstanden einander und freuten sich darüber sehr.

Aber in dem neuen glücklichen Glauben, in welchem Uno wandelte, sah er, daß auch der Weg des Zweifels nicht ohne Nutzen für ihn gewesen war. Der ehrliche, ernste Zweifel ist nie ohne Nutzen. Durch die Schatten des Zweifels war Uno zu dem Licht gelangt, das er ohne diese Schatten nie gesucht und nie gefunden haben würde. Uno fühlte, daß nicht blos ein neuer Tag, nein, daß ein ganzes, neues Leben für ihn angebrochen war.

Im Park zu „Eichen,“ an Engelsruhe, am Ufer des Tiefensees ließ Uno in den höchsten Felsen ein Denkmal zu Engels Angedenken einhauen und mit den Symbolen der Unsterblichkeit schmücken. Hier saß er gern auf einer Steinbank, welche die Aussicht über den See gestattete, allein oder mit seinen Freunden. Hier saßen sie an manchem schönen Abend und sprachen zusammen über ihren Lieblingsgegenstand — die Unsterblichkeit und den Zustand nach dem Tode. Der liebenswürdige Geistliche war voll tiefer Einsichten hierüber und man

konnte ihn nicht hören, ohne in den Gedanken belebt und im Herzen warm zu werden, obgleich auch zuweilen seine Hypothesen ein wenig gewagt schienen und Göthilda zweifelnd bemerkte:

„Aber, lieber Vater, wo steht das geschrieben?"

Aber der liebe Vater stand grundfest auf seinen Behauptungen, bewies so feurig, war so gutmüthig und dabei zugleich so unterhaltend, daß man ein ganz herzinnigliches unwillkürliches Wohlgefallen an ihm haben mußte, auch wenn man nicht ganz und gar mit ihm übereinstimmen konnte.

Und Göthilda, die — nach ihrem eigenen Ausdruck — „unserm Herrgott den Tod Engels noch nicht vergeben hatte", fühlte sich nach solchen Unterhaltungen damit ausgesöhnt und — endlich fast geneigt — ebenfalls zu sterben.

Allein Göthilda liebte das Leben zu sehr und glaubte darin noch sehr viel zu thun zu haben. Und darin können wir ihr nicht Unrecht geben; denn außer daß sie in ihrem eigenen Herzen noch viel Ungeordnetes und Unvollendetes hatte, sah sie auch mehreren Ereignissen innerhalb ihrer Familie entgegen, die allerlei Vorbereitungen und Anordnungen, sowie vielfältige Theilnahme erfoderten. Und Göthilda begriff nicht — und wir begreifen es noch weniger — wie man sich dabei ohne Göthilda behelfen wollte.

Zu diesen Ereignissen wollen wir nun übergehen.

Die grosse Zusammenkunft der Geschwister.

Es waren fast fünf Jahre seit dem Tag vergangen, an welchem Ifvar und Gerda über das Meer in fremde Lande gesegelt waren.

Sie wurden jetzt zurückerwartet. Bruder aus England mit ihnen.

Der Telegraph in Stockholm hatte bereits signalisirt, daß der Gauthiod die Festung Dalarö passirt war. Augustin kam ganz erhitzt mit dieser Nachricht nach Hause. Schon um fünf Uhr Nachmittags konnten die drei Geschwister im Hafen von Stockholm sein!

Noch war es nicht fünf Uhr Nachmittags, als ein Kanonenschuß von der Gegend der Schiffbrücke her donnerte.

„Da haben wir sie! Da sind sie!" rief man von allen Seiten.

Und der Mutterbruder Herkules und Göthilda, Augustin, David und Stolt setzten sich alle zusammen in Geschwindmarsch nach dem Hafen hin.

Aber Schwester Hedwig war daheim geblieben. Sie mußte ja ihre Geschwister, die lieben, im Hause empfangen. Aber sie war nicht allein. Und wer war wol

das junge weißgekleidete Mädchen, das vor ihr auf den Knien liegt, während sie eine schöne lebendige Rose mit grünem, zartem Laub in das reiche lichte Haar des Mädchens flicht, das so lieblich aussieht, so zärtlich zu der mütterlichen Freundin emporblickt, erröthet und lächelt? Kennt sie denn Niemand wieder?

Ich glaube kaum! Es ist schwer, das blasse, halb gebrochene Wesen, welches vor drei Jahren in das Dalberg'sche Haus kam, in dem blühenden, frischen jungen Mädchen wieder zu erkennen, das wir hier sehen.

Aber es ist dasselbe Mädchen! Und der Rosenstock, der damals mit ihr zog, steht ebenfalls vor ihr. Von ihm ist die Rose gebrochen, die jetzt so schön in ihren Haaren leuchtet. Aber der Stock ist noch immer voll von Knospen.

Und wenn ihr mir nicht glauben wollt, daß es dasselbe Mädchen ist, so mögt ihr es den innigen Augen glauben, die dann und wann in die Stube blicken, um das junge Mädchen zu sehen. Diese Augen stehen voll Thränen, und es ist schwer zu sagen, ob sie vom Lachen oder vom Weinen oder von Beidem herrühren. Es sind die Augen der Hausräthin Louise, die im Saale beschäftigt ist, einen Tisch mit allerhand guten Sachen zu besetzen, die sich aber dazwischen einmal einen Augenblick Zeit nimmt, durch die Thür ins Nebenzimmer zu gucken, zu lächeln und zu nicken.

Die kleine Karin weiß, wer kommt; sie weiß, wen sie bald sehen soll. Deshalb erröthet und lächelt sie, während ihr Herz unruhig schlägt. Das arme Herz! Stets muß es sich doch einmischen, wenn junge Mädchen im Spiel sind.

Das Mädchen und die Rose zusammen gaben ein allerliebstes Bild ab. Wenn Hedwig auf sie blickte, mußte sie lächeln und wieder lächeln, indem sie bedachte, wie sehr eine gewisse Person durch diesen Anblick überrascht werden würde. Aber sie äußerte kein Wort darüber.

Das junge Mädchen war ebenfalls stumm. Aber sie küßte die gütigen Hände, welche ihr die Rose ins Haar flochten, und weinte und lächelte. Es ist eine schweigende Unterhaltung.

Aber plötzlich ändert sich Alles! Geräusch, Getrampel, Treppenlaufen, Thürenzuschlagen, Willkommenrufe, Namenrufe durcheinander, Umarmungen, Küsse, Freudenthränen, Freudenbezeigungen, Liebkosungen! Ifvar und Gerda, die lange Abwesenden, sie sind in ihr Vaterland, in ihr Vaterhaus zurückgekehrt.

Und Bruder ebenfalls.

Viel ist zu fragen, viel ist zu sagen, viel zu erzählen. Viele Veränderungen sind vorgegangen. Sie kommen allmälig zum Vorschein, wenn der erste Sturm des Wiedersehens vorüber ist.

Engel ist von der Erde geschieden! Das wußten die neuen Ankömmlinge schon und vermißten Engel schmerzlich. Aber von „Engel der zweiten" wußten sie nichts. Man hatte sie darüber absichtlich in Ungewißheit gelassen.

Auch Tante Weise war zu ihren Vätern gegangen. Ach, und Tante Weise wurde von Vielen vermißt! Am meisten aber vom General Herkules! Und wo ist denn Jarl? Noch immer auf Reisen, vom Mutterbruder Herkules kräftig unterstützt.

Der Millionair ist ebenfalls todt! Wer trauert um ihn? Ich nicht! Bruder zeigt den Verlobungsring an seinem Finger und nimmt die Glückwünsche an, die auf ihn regnen. Der glückliche Kerl! Er hat eine liebe Frau und eine Million dazu bekommen.

„Das Haus hat sich verschönert!" sagte Ifvar zu Hedwig, neben welcher er saß, und richtete seine Blicke auf das junge Mädchen mit der Rose im Haar, die an einem Tisch stand und Erfrischungen bereitete. „Wer ist diese Idunagestalt?"

„Laß mich sie Dir vorstellen," erwiderte Hedwig, aus dem Grunde ihres Herzens lächelnd, indem sie auf-

stand. Sie führte ihren Bruder zu der Idunagestalt und sagte:

„Liebe Karin! Mein Bruder Ifvar, Dein früherer Lehrer und Freund, wünscht seine Bekanntschaft mit Dir zu erneuern!"

„Wie? — Wer? — Was?" stammelte Ifvar so erstaunt, so verblüfft, so consternirt, daß er in Amerika schwerlich applaudirt worden wäre, wenn er nicht mehr Geistesgegenwart gezeigt hätte. Ein junges Mädchen bewirkte, was ganz Amerika nicht hatte bewirken können — sie brachte den jungen Herrn außer Fassung.

Und die kleine Karin — sie verschüttete Beeren und Milch auf das Tischtuch, sie erröthete, sie erblaßte, sie blickte mit ihren tiefblauen, stumm sprechenden Augen zu Ifvar auf, sie sah zur Erde nieder, sie that genau Alles, was jedes andere junge Mädchen an ihrer Stelle gethan haben würde.

Hedwig fuhr fort:

„Sie heißt jetzt die Tochter des Hauses, unser Aller Kind. Wir alle sind ihre Väter und Mütter. Und das muß ich sagen, ein besseres Kind gibt es in der ganzen Welt nicht! Aber als ihr Pflegevater, Ifvar, mußt auch Du zu ihrer Erziehung beitragen und darauf bedacht sein, ihr Etwas zu lehren, Musik zum Beispiel, zu der sie außerordentliche Neigung hat" —

In diesem Augenblick wurde Hedwig abgerufen und mußte die beiden allein lassen.

Ifvar konnte sich nur langsam und mit Mühe von seiner Ueberraschung erholen, die kleine Gärtnerstochter in diesem jungen Frauenzimmer von edler und einnehmender Bildung wieder zu finden. Mochte er nun seine Rolle als Vater überdenken oder mochte er überlegen, was er der jungen „Tochter des Hauses" lehren sollte — soviel ist gewiß, daß er fast stumm neben ihr stand. Und diese Stummheit wirkte auch verstummend auf das junge

Mädchen und preßte demselben später schmerzliche Thränen aus.

Und als Isvar später von den Frauen Amerikas, von ihren Tugenden, ihrer Schönheit und Anmuth sprach, da fühlte sie sich ganz und gar vernichtet, eine wahrhaftige Mamsell Nichts, und glaubte gänzlich aus der Welt zu verschwinden.

Isvar selbst war nicht weniger verändert, auch im Aeußern, als das junge Mädchen; aber auf eine andere Weise. Bei ihr war eine harmonische Umwandlung vom Kopf bis zu den Füßen vorgegangen, sie war aus der Knospe eine Blüte geworden. Isvars Verwandlung dagegen war unter Stürmen, unter einem gewaltsamen Kampf zwischen zwei streitenden Naturen, unter der Vernichtung köstlicher Illusionen vor sich gegangen.

Aber eine Wunde kann nach den überstandenen Qualen und Schmerzen ein verklärter Zug in der gesunden Seele werden und so war es bei Isvar geschehen.

Welchen Einfluß seine Heimat oder der Genius der neuen Welt oder das edle, junge, weibliche Wesen, dessen Beschützer er geworden war (eine solche Rolle veredelt einen Mann stets) auf diese Veränderung gehabt hatte, läßt sich nicht bestimmen — genug, die Veränderung war da, sie war groß, glänzend und schön. Der „wilde Mann" war verschwunden und wenn dabei der schwärmerische, geniale Jüngling einigermaßen mit verdrängt worden war, so stand anstatt dessen ein ernster und milder Mann da, in dessen bleicherem, aber bedeutungsvollerem Gesicht man deutlich den himmlischen Genius erkannte, dessen Züge Lagertha schon längst hatte hervorschimmern sehen. Und wie schön schimmerte derselbe in dem Ausdruck, mit welchem Isvar auf seine Geschwister sah, in der Stimme hervor, mit welcher er zu ihnen sprach!

Und Gerda?

Gerda war bedeutend schöner geworden, als sie frü-

her war; sie hatte sich auf alle Weise körperlich entwickelt, nur in der Breite nicht, und das war auch gar nicht nöthig. Sie hatte ein unabhängiges, thätiges und glückliches Leben geführt; sie hatte gefühlt, wie ihre Seele sich erweitert hatte, größer und besser geworden, mit Einem Worte, gewachsen war. Und dadurch verschönert sich ein Gesicht stets. Der Ausdruck einer edeln Selbständigkeit erhöhte jetzt die Anmuth ihres Wesens. Das ungleiche, launenhafte, leidenschaftliche Mädchen war in dem sanften, edeln, freien Weib aufgegangen.

Könnte ich euch im Uebrigen nur recht anschaulich vergegenwärtigen, wie der Mutterbruder Herkules regierte, fluchte und grob war in seinem Entzücken, Gerda und Ifvar wohlbehalten und glücklich von „der großen Narrheit" zurückgekommen zu sehen und nun alle seine jungen Freunde wieder um sich versammelt zu haben; wie er klopfte und drückte und Ifvar, die Walkyre und Bruder, den „Teufelskerl," und alle Uebrigen herumschwang; wie innig und glücklich Hedwig um sich her blickte; wie Augustin lächelte und sprach; wie Bruder und Göthilda sich neckten; wie Louise und Maja durch einander liefen und zuweilen die Köpfe zusammensteckten; was für ein Leben an diesem Abend im Hause der Geschwister war — aber das bin ich nicht im Stande! Und das ist Schade, Euretwegen und meinetwegen.

Eine der ersten Seitenfragen Gerda's an ihre älteren Geschwister war nach — Sigurd.

Mit Sigurd stand es nicht gut. Ein Unglücksstern schien ihn seit einiger Zeit zu verfolgen.

Kurz nach Gerda's Trennung von ihm wurde er in einen Proceß über die ihm zugefallene Erbschaft verwickelt, der ihm durch Uebelwollen und gemeine Gesinnung seines Gegners vielfache Kränkungen brachte. Sigurd ging mit Ehren, aber mit dem Verlust fast seines ganzen Vermögens aus diesem Proceß hervor. Er ertrug dies wie ein Mann und arbeitete desto anhaltender

daran, seine Mutter und sich wieder zu einigem Wohlstand zu bringen, bis er eines Tages zu dieser — dem einzigen Wesen auf Erden, das er zu lieben schien — plötzlich mit der Nachricht gerufen wurde, daß sie von einem Schlag getroffen worden wäre.

Als Sigurd zu ihr kam, vermochte sie nicht mehr zu sprechen. Sie ergriff nur noch die Hand ihres Sohnes, drückte sie innig und — starb. Aber nur mit Mühe gelang es, seine lebende Hand aus der todten Mutterhand los zu machen. Und als es endlich gelang, war seine Hand nicht mehr lebendig. Sie war auch todt, sie war gelähmt worden. Es war die rechte.

Es war nun über ein Jahr vergangen, seitdem dies geschehen war; allein ungeachtet aller Heilmittel, welche gegen diese Lähmung angewendet worden waren, hatte dieselbe nicht nur zugenommen, sondern sich auch noch des ganzen Armes bemächtigt und nach den unteren Theilen des Körpers verbreitet, so daß Sigurd nur mit Mühe gehen konnte. Seit einigen Monaten war er in Stockholm, um die Gymnastik gegen sein Uebel anzuwenden; allein leider war dies bisher ohne allen Erfolg geschehen.

Er trug sein Unglück ohne Klagen, aber seine Gemüthsstimmung war finster und menschenscheu geworden. Die gezwungene Unthätigkeit, in welcher er lebte, trug viel dazu bei, sein Gemüth zu verdüstern. Augustin hatte ihn einige Male besuchen wollen, war aber nicht zu ihm gelassen worden.

Das waren die Nachrichten, welche Gerda über ihren früheren Verlobten empfing.

Sigurd unglücklich, krank und allein.

Die Thränen quollen bei diesen Gedanken aus Gerda's Augen und aus ihrem Herzen quoll ein lebendiges, starkes Gefühl hervor. Es rief ihr mahnend zu: „Zu ihm"!

Sigurd und Gerda.

Gerda hatte es nicht bemerkt, als sie am Hafen den ersten Fuß auf die Erde ihres Vaterlandes setzte, begrüßt und umringt von Verwandten und Freunden, daß ein Miethwagen ganz in der Nähe dieser freudigen Gruppe hielt und an dessen Fenster ein gelblich blasses Gesicht erschien, zur Hälfte in den weiten Mantelkragen verborgen, die düster brennenden Augen auf sie, auf das blühende, strahlende Mädchen, mit einem Ausdruck gerichtet, der diese Strahlen augenblicklich zum Verlöschen gebracht haben würde, wenn Gerda diesen Blick wahrgenommen hätte. Aber sie war von Liebe und Freude ausschließlich ergriffen; und die Person, welche so düster auf sie blickte, wollte nicht gesehen werden. Das war augenscheinlich.

Es war dieselbe Person, die am Tage nach diesem Vorfall in einem düstern Zimmer in einer dunkeln Nebengasse Stockholms allein saß. Der Mann — denn es war ein Mann — hatte die Nacht nicht geschlafen, sondern abwechselnd gelesen, abwechselnd sich mit Auf- und Abgehen in der Stube beschäftigt, von Körper- und Seelenschmerzen gequält. Man konnte dies an seinem müden und vergrämten Gesicht sehen. In seinen Schlafrock gehüllt, saß er nachdenkend auf einem Lehnstuhl, den Kopf über den

Arm gebeugt, der wie verwelkt in einer schwarzen Binde über seine Brust hing.

Vor seinem Blick stand das Gemälde des gestrigen Tages. Er sah das schöne, kräftige, jugendliche Mädchen, das er einst sein nannte, blühend von Glück, im Bewußtsein der Kraft und der Güte, im Geist wieder vor sich. Er folgte ihr in den Kreis der Ihrigen, er sah die strahlenden Blicke, er hörte die jubelnden Stimmen, er gewahrte diese liebenden Wesen, wie sie einander Welten von Freude und Güte zu schaffen bemüht waren. Und nun sah er um sich. Alles leer, todt, freudenlos! Vom Schicksal verfolgt, von den Menschen verkannt, von den Freunden verlassen, saß er einsam da. Und dies hätte anders sein können! Sehr Vieles konnte anders sein; das fühlte er, das wußte er! Und das eben war das Qualvollste! Aber — „Es ist meine eigene Schuld"! sprach er streng zu sich selbst und ließ keine Klage aufkommen, sondern härtete sich gegen sein Schicksal ab.

Indem er so dasaß, kam ein Schlummer über ihn und im Schlummer ein Traum.

Er träumte, er befände sich kämpfend auf einem Schlachtfeld. Er stand ganz allein gegen eine Ueberzahl von Feinden, er fühlte sich verwundet, aber er kämpfte noch unüberwunden fort.

Da vernahm er ein Rauschen in der Luft. Er blickte auf und sah die Todesjungfrau, die Walkyre, welche die Kämpfer für Odin erwählt, auf ihrem geflügelten Roß, behelmt, mit flatterndem, vom Wind gepeitschtem Haar, bleich, aber schön, mit festem, aber flammendem Blick. Und diesen Blick hatte er schon früher einmal gesehen.

Einen Spieß hielt sie in ihrer Hand und sandte ihn aus. Er sauste durch die Luft. War es ihr leuchtender Blick, war es ihr Spieß, der in sein Herz drang? Wie es auch war: — er fühlte sich getroffen. Eine

eisige Kälte lähmte seine Glieder und legte sich bleischwer auf seine Brust. Er sank zu Boden.

„Ich werde sterben!" dachte er und kehrte dem Tod eine feste trotzige Stirn entgegen. Da hörte er wieder ein Rauschen in der Luft. Und die, die er früher gesehen, sie stand ganz nahe vor ihm, sie stand da, schön und fürchterlich, beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seinen Mund. Dieser Kuß nahm seinen Athem in sich auf. Und doch lebte er — wunderbar! — lebte durch eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit ihr, deren kalter Athem sein Blut zu Eis erstarrt hatte, die ihn jetzt in ihre Arme nahm, wie ein Kind, und ihn fest an ihre Brust drückte. Er fühlte sich mit ihr von dem geflügelten Roß auf luftigem Pfad in die Höhe getragen, er fühlte eine freiere Luft um sich wehen, er glaubte das fröhliche Geräusch aus den Sälen Odins zu hören, wo ewiger Kampf und ewiger Sieg herrscht.

Und durch seine geschlossenen Augenlider glaubte er ihren Blick zu sehen und zu fühlen, der ihn mit zauberhafter Gewalt beherrschte. Da kam über ihn ein fester Entschluß, zu erwachen, das schöne Gesicht, welches er jetzt wie durch einen Nebel sah, deutlicher zu sehen und wieder zum Leben, zu sich selbst zurückzukommen. Er kämpfte eine Zeitlang mit dem Todesschlaf und — erwachte.

Er erwachte wirklich. Aber er glaubte noch immer zu träumen. Denn sie stand ja vor ihm, die Walkyre, das schöne, bleiche Gesicht über ihn geneigt, sie stand wirklich vor ihm da. Aber war das wol die kalte, fürchterliche Todesjungfrau? Nein, das war ein Kind des Lebens, hold und warm. Er sah ihre Augen voll Liebe strahlen, er fühlte ihre Thränen auf seine Stirn fallen. Und dieser Thau war lebenspendend. Seine Augen öffneten sich. Er kannte sie wieder. Er nannte ihren Namen. „Gerda, bist Du es?"

„Ja, Sigurd."

Sie sah ihn innig und trauernd an und sprach:

„Sigurd, Du hast viel gelitten!"

Er antwortete nicht. Er wandte sich ab von ihr und verschloß sein Herz. Sie fuhr lebhaft fort:

„Gestern bin ich in Schweden angekommen. Ich frug sogleich nach Dir und erfuhr, daß Du einen großen Verlust gehabt hast — — Deine Mutter. — — Ich komme zu Dir, um — wie steht es mit Deinem Arm, Sigurd? Er ist gelähmt, wie man mir gesagt hat. Laß mich ihn sehen. — Nein, Du darfst mir das nicht verweigern! Im Namen Deiner Mutter, anstatt Deiner Mutter, stehe ich jetzt hier."

„Deiner Mutter!"

Bei diesem heiligen Namen fühlte er sich überwunden. Er wurde weich wie ein Kind. Er ließ Gerda machen, was sie wollte. Und mit der klaren, liebevollen Bestimmtheit, die jetzt ihr ganzes Wesen erfüllte, war sie in der That unwiderstehlich.

Sie löste die schwarze Binde von seinem Arm. Sie zog den Morgenrock von ihm.

Der gelähmte Arm fiel wie todt in ihren Schoos.

Aber sie nahm ihn zwischen ihre Hände, drückte ihn an ihre glühenden Wangen, netzte ihn mit ihren Thränen, streichelte ihn mit ihren weichen, lebenswarmen Händen, so daß ihr Wille, das Gefühl, welches ihr Herz erglühen machte, bis in die äußersten Spitzen ihrer Finger und durch dieselben in das gelähmte Glied strömte. Sie hauchte den Arm mit ihrem heißen Athem an und — küßte ihn.

Und diesen Kuß — fühlte er. Seine Pulse regten sich. Ein Gefühl von Leben strömte durch die Adern seines Armes.

Sigurd hatte sich vorgenommen, stolz und zurückhaltend gegen Gerda zu sein.

Aber bei diesem Anblick, bei dem Gefühl dieser Zärtlichkeit, bei dieser lebendigen Liebe sprangen alle Fesseln

seiner Seele; seine eisige Bitterkeit löste sich in wehmüthige, sanfte Freude. Und als das neue Gefühl, das sein Herz durchzitterte, sich auch seinem Körper mittheilte, als er seinen Arm unter Gerda's Händen prickeln fühlte, als das Blut warm und fühlbar durch die erschlafften Adern strömte, als er Gerda so demüthig und doch zugleich so mächtig vor sich knien sah, da brach es bei ihm durch.

„Du wunderbares Mädchen!" rief er. „Du gibst mir neues Leben!"

Und so war es! Ja, Wunderläugner, so geschah es.

Und was die Gymnastik der Liebe begonnen, das vollendete die Gymnastik des alten Doctor Ling, bis das Werk vollendet, bis der gelähmte Arm frisch und gesund war.

Aber noch größer war das Wunder, das in seinem innern Leben vorging. Das begann in dieser Stunde und wurde in den Tagen, Wochen und Monaten vollendet, in denen Sigurd noch leidend, in denen Gerda seine tägliche Gesellschafterin, seine Vorleserin, sein Secretair und vor Allem seine theilnehmende herzliche Freundin war.

Und das Mädchen, das früher den Befehlen Sigurd's so trotzig widerstrebt hatte, das er nie zum Gehorsam bringen konnte, war nun aufmerksam gegen seine geringsten Wünsche und suchte in seinen Blicken Das zu lesen, was sein Mund auszusprechen Bedenken trug.

Aber allerdings war Sigurd seitdem ein ganz anderer Mann geworden, als er früher war.

Das Verhältniß zwischen beiden war ein wunderbares, ein geheimnißvolles. Die Vergangenheit wurde nie mit einem Wort berührt. Als Verlobte waren sie getrennt. Und doch standen sie einander näher, als zu der Zeit, da sie durch dieses Band vereint waren. Ihre

Geister vereinigten sich jetzt; sie fühlten, dachten und sprachen zusammen, wie sie früher nie gethan hatten. Nicht, daß sie in allen Dingen übereingestimmt hätten! Nein, sie waren noch oft getrennter Meinung. Aber anders klangen, anders wirkten jetzt die Stimmen und Worte, als früher, da sie von den Geistern der Ueberhebung und des Trotzes ausgingen.

Und was wird mit der Zeit daraus entstehen?

Das Haus der Geschwister.

In diesem herrschte ein bewegliches, angenehmes, unruhiges, wunderliches Leben. Da waren nun die jungen, kräftigen Menschen zusammen, die ihre Anlagen auf so ungleichen Wegen ausgebildet hatten und nun zur Klarheit und Selbständigkeit, auch in ihrem äußern Leben, gekommen waren. Sie hatten einen gewissen Abschnitt auf ihren Lebensbahnen erreicht, aber nun war eine Pause, ein Ruhepunkt eingetreten. Und die meisten unter ihnen fühlten, daß etwas Neues, eine höhere und vollkommenere Entwickelung des Lebens kommen müsse. Dies galt besonders von Ifvar und Gerda. Nach dem Künstlerleben, das sie bisher geführt hatten, sehnten sie sich nach etwas Anderem, nach etwas Mehrerem.

Und alle Geschwister und ihre Freunde wurden von dieser Sehnsucht angesteckt. Aber das Wort, der Grundgedanke fehlte ihnen noch.

Sie waren an jedem Tage, besonders an jedem Abend zusammen, diese warmen strebsamen Seelen. Dann rauschten Erzählungen aus fremden Ländern, Gedanken über Menschen, Zeit, Leben, Aeußeres und Inneres durcheinander, dann öffneten Kopf und Herz ihre Kammern

und gaben und empfingen neues Licht. Tropfen fiel auf Tropfen; Feuer zündete Feuer.

Und die Götter des heimischen Herdes hegten und pflegten diese Flammen, während alle Winde der Welt darauf bliesen.

So eines Abends.

Ifvar und Gerda hatten von ihrem Besuch in der berühmten amerikanischen Fabrikanstalt Lovell erzählt und alle Anwesenden hatten mit dem wärmsten, freudigsten Interesse zugehört. Da sprang Augustin plötzlich auf und rief:

„Hört, Freunde! Wir stehen so Viele hier und fragen: «Was sollen wir thun? Was sollen wir unternehmen»? Warum vereinigen wir uns nicht, um einen schwedischen Lovell zu bilden, eine Gesellschaft in Schweden, mit schwedischen Einrichtungen, durch welche wir die Arbeiter zur möglichsten Veredlung, zur Freiheit und zum Glück bringen wollen und in welcher Jeder von uns sein Pfund für das allgemeine Wohl beitragen soll!"

Das war das Wort, das war der Gedanke, das war der dunkel geahnte Vereinigungspunkt, den man gesucht hatte. Das fühlten Alle im Kreis der Geschwister mit einem Mal; und wie die Bäche beim Beginn des Frühlings vom Eis befreit dahinrauschen und sich beeilen, ihre Wellen zum Fluß zu wälzen, so eilten die Geschwister und ihre Freunde fröhlich mit ihrer Zustimmung, mit ihren Gaben und mit ihren Kräften zu dem neuen Werk.

Neu war diese Richtung den meisten der Geschwister nicht. Wir haben schon längst bei Hedwig, bei Augustin, bei Ifvar und Gerda, bei Uno die liebevolle Richtung bemerkt, die den Menschen aus seinem Ich und aus seinem persönlichen engen Kreise herausführt, um Nutzen und Freude im Allgemeinen zu verbreiten.

Sie waren auf diese Weise die besten Kinder ihrer Zeit. Augustins Vorschlag hatte dem guten Willen nur

einen Weg geöffnet, sich geltend zu machen, nur einen Centralpunkt, einen bestimmten Gegenstand gezeigt, an den sie sich anschließen konnten.

Im Licht des Enthusiasmus wuchs diese Idee immer mehr und wurde immer schöner und bedeutender. Vaterländische und religiöse Gefühle erzeugten große Gedanken und schöne Anordnungen.

Ifvar schwärmte nun wieder, aber diesmal im Licht eines geordneten Gedankens, für das Utopien, welches sein schönster Jugendtraum war. Gerda jubelte vor Freude darüber, daß sie den Gesang ins Volksleben einführen sollte; sie theilte die Arbeiter bereits in Chöre und lehrte sie schöne, großartige Gesänge.

Hedwig saß tiefbewegt da, die lieben, innigen Augen voll Thränen, das Herz voll mütterlicher Gedanken. Sie schloß bereits alle Kinder der jungen Gesellschaft in ihre Arme.

Bruder übernahm die Verpflichtung, für die künftige Bibliothek zu sorgen. Er erklärte, daß er am folgenden Tag drei Bücherauctionen besuchen werde, um die Büchersammlung zu begründen.

Es ist eine eigenthümliche Freude, die der Mensch bei großen und heilsamen Unternehmungen empfindet, mit denen er umgeht. Wir glauben kaum, daß es eine schönere, edlere Freude auf Erden gibt. Es ist eine Freude, die das Bewußtsein hebt und alle Kräfte stärkt. Der Geist des bürgerlichen Lebens, der das Privatleben durchströmt, das Gefühl, sich im Denken und Handeln mit den edelsten Interessen der Zeit vereinigt zu haben, gibt dem Menschen in seinem ganzen Wesen ein größeres Gewicht und einen bedeutenderen Inhalt.

Der Geschwisterbund, welcher hier geschlossen wurde, wollte die vollkommenste Gesellschaft und in und mit derselben den vollkommensten Menschen entwickeln.

Wird ihnen das gelingen?

Das steht allerdings noch im weiten Feld. Aber es

ist schön, das Große zu suchen. Und wir sind nicht ohne günstige Hoffnungen. Denn wir sehen in dem Bund guten Willen, gute Köpfe und — große Capitalien; und die letzteren sind eine Hauptsache bei der Ausführung großer Ideen.

Wir sehen Bruder — unsern lieben Bruder — mit seiner jungen Braut bereit, ihre Million zu dem gemeinsamen Unternehmen herzugeben.

Wir sehen Mina, die andere Tochter des Millionairs, von demselben Geist belebt und ebenfalls bereit, ihren Theil beizusteuern. Das junge Mädchen hat den Segen des Reichthums klar erkennen lernen.

Wir sehen eine Menge anderer Personen außerhalb des Kreises der Geschwister dem Unternehmen ihre Theilnahme mit Kopf, Herz und — Geld widmen.

Denn alle Unternehmungen, welche auf wahre, große und edle Gedanken gegründet sind, haben das Eigenthümliche, daß sie Menschen an sich ziehen. Die Edelsinnigen und Großherzigen glauben darin eine Stimme vom Himmel zu hören und folgen derselben. Andere folgen dem Strom der Menge. Und so wächst die Zahl.

Eine kleine berathende Versammlung bildete sich, um den Vorschlag der neuen Gesellschaft weiter auszuarbeiten. Einstimmig wurde Augustin mit der Anordnung und Leitung des Ganzen beauftragt. Auch der Mutterbruder Herkules nahm Theil an der Versammlung, denn auch er war für den neuen Plan erwärmt, obgleich mehrere Mitglieder gegen die Harmonie zwischen ihm und diesem Plan Bedenklichkeiten hegten.

Aber im Anfang ging Alles gut. Alles war Leben, Freudigkeit und frische Bewegung im Kreis der Geschwister und Freunde. Und lebendig, fröhlich und frisch versprach der Winter zu werden, in dessen Verlauf der große Plan ausgearbeitet werden sollte, um bereits im nächsten Frühling, beim ersten Gesang der Lerchen ins Leben zu treten.

Göthilda äußerte ihre Verwunderung, ob nicht der „Baumeister" bis dahin auch heimkommen würde, um am Bau zu helfen. Im Uebrigen beschränkte sich ihre Theilnahme an der gemeinsamen Bewegung darauf, daß sie selbst sich für neugierig erklärte, „wie Alles gehen werde". Aber der Gemeinsinn war schwach in ihr; das erkannte sie selbst mit emporgereckter Nase, scherzend und mit lächelndem Mund an.

Um so lebhafter und stärker war dieser Sinn in den übrigen Theilnehmern. Aber während derselbe regiert, mitten im Winter eine ganze Flora von Gefühlen, Gedanken, Aussichten und Einrichtungen aufblühen läßt und das Leben rasch vorwärts treibt, sehen wir einige andere, minder bedeutende Dinge rückwärts, auf- und niederwärts gehen.

Erstens nämlich sehen wir Mina, die nun Besitzerin eines bedeutenden Vermögens ist, von einer großen Schar Freier umgeben, die den Freiern der seligen Frau Penelope auf der Insel Ithaka ganz und gar gleichen. Die ganze Welt weiß darum und die ganze Welt wartet, daß sie den Schritt thun, daß sie die Partie ergreifen soll, die man seit dem Judenthum gewöhnt ist, als alleinseligmachend für den Menschen, und vorzugsweise für das Weib zu betrachten, mit Einem Wort — daß sie heirathen soll.

Aber das junge Mädchen mit festem Sinn und gutem Herzen hat schon zeitig das Leben aus einem trüben Gesichtspunkt anzusehen gelernt und seine ernsten Betrachtungen über die Zustände der Welt, über Glück und Leben angestellt. Und als die zahlreiche Schaar der Freier mit einem Mal gegen die reiche Erbin anrückte, ging diese — rückwärts, verneigte sich, dankte und erklärte auf weiteres Drängen, daß sie unverheirathet zu bleiben wünsche.

Und dies ist auch ihr ernster, fester Vorsatz. Sie will eine „Schwester" der Gesellschaft werden, ungefähr

wie Schwester Hedwig, und will ihr Glück darin suchen, daß sie Andere glücklich macht.

Die Welt spricht viel von ihrem unerwarteten Entschluß. Ob derselbe aber ein Fortschritt oder ein Rückschritt zu nennen ist, darüber sind die Ansichten getheilt.

Der zweite Punkt ist unzweifelhaft ein Rückschritt. Es ist nämlich ganz entschieden, daß Ifvar der Schüler seiner früheren Schülerin ist. Sonderbar! Aber es ist in der That so.

Alles, was er über die neu gebildete Gesellschaft denkt und schreibt, das muß er unwillkürlich der kleinen Karin mittheilen oder vorlesen. Und merkwürdig ist es, wie er jedem ihrer Gedanken, jedem ihrer Gefühle darüber lauscht. Und dennoch ist dies auf der andern Seite gar nicht wunderbar. Die kleine Karin ist in der armen Arbeiterklasse aufgewachsen; sie kennt deren Stellung, deren Leiden, deren Versuchungen und deren Bedürfnisse. Sie hat die innigsten Sympathien für diese Klasse und dies, sowie ihr natürlicher, richtiger, feiner Takt setzt sie in den Stand, ein Licht darüber zu geben, was auch den Gelehrten bei ihren Nachforschungen über diesen Gegenstand leuchten kann.

Auch Augustin lauscht neben Ifvar aufmerksam den Ansichten des jungen Mädchens, besonders über den Zustand der unbemittelten jungen Mädchen und Frauen in der Hauptstadt.

Und wie glücklich fühlt sich die kleine Karin bei dem Gedanken, durch diese Mittheilungen ihren armen Mitschwestern nützlich zu werden!

Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir bei dem Verhältniß, welches sich jetzt zwischen dem früheren Lehrer und dessen Schülerin entspinnt, einen kleinen schadenfrohen Gott lachend seine Flügel über beide schütteln sehen; denn er bemerkt, der kleine Schadenfroh, daß sich unter diesen allgemeinen Interessen, unter diesen Bestrebungen für die Arbeitsanstalt zum Besten der Armen,

noch ein anderes geheimes Interesse verbirgt, welches lediglich das junge Paar betrifft und mit der Zeit wol dahin führen kann, daß —

Und er, der kleine schalkhafte Kerl, hat seit dem Anbeginn der Zeiten sein Vergnügen daran gefunden, die Leute zusammen zu hetzen. Aber Schwester Hedwig hat ihre innige Freude daran, die wachsende schöne Liebe der beiden jungen Menschen zu sehen. Beide waren ja ihre Pfleglinge, ihre Kinder!

Mitten in dieser lebhaften freudigen Bewegung, mitten unter diesen sprossenden Hoffnungen stieg am frühlingshellen Himmel mit einem Mal eine dunkle Wolke empor.

Die dunkle Wolke.

Hedwig war mehrere Nächte hindurch von einem dumpfen Geräusch erwacht, das sie im Hause zu hören glaubte. Mit einer ihr selbst unerklärlichen Unruhe lag sie und lauschte den Schritten eines Gehenden, welche sie zu hören glaubte, bald näher, bald weiter entfernt, aber stets leise, dabei so gleichmäßig, daß sie zuweilen glaubte, es seien nicht Menschenschritte, sondern Schläge eines Hammers, der in der Nacht arbeite. Aber ihr Herz nöthigte sich selbst unwillkürlich, bei diesem Geräusch heftiger zu schlagen; und nach und nach kamen bei ihr auch unruhige Gedanken in Bewegung.

Hedwig dachte an Augustin. Es fiel ihr ein, daß dieser sich seit einiger Zeit nicht mehr ganz gleich war. Er war nicht weniger gut, nicht weniger herzlich, nicht weniger freundlich, als sonst, aber er war weniger heiter und sehr zerstreut. Oft versank er in Gedanken, die keineswegs freundlich zu sein schienen; und wenn er merkte, daß Hedwigs Blick forschend und fragend auf ihm ruhte, nahm er schnell eine hastige Lebhaftigkeit an, die nicht ganz natürlich war. Auch hatte er seit einigen Tagen vermieden, Abends mit Hedwig allein zu sein, wie er sonst so gern zu thun pflegte. Er schützte

gegenwärtig Geschäfte vor, wollte „viel zu schreiben" haben und ging zeitig auf sein Zimmer.

Hedwig hatte zwar, eben so wie Göthilda, versucht, dem „Neubau" und „allen den neuen Gesellschaftsplänen" die Schuld von Allem beizumessen, aber sie fühlte deutlich, daß dieselben unschuldig an diesem melancholischen Schweigen ihres Bruders sein mußten; denn diese Pläne hatten ihn stets belebt und erheitert. Es mußte also ein anderer Grund vorhanden sein.

In einer Nacht hörte Hedwig die Schritte deutlicher und bestimmter, als gewöhnlich, und es kam ihr vor, als ob dieselben das gemeinsame Zimmer durchschritten, das sich unter ihrer Stube befand und neben welchem Augustin sein Gemach hatte.

Von einer unwiderstehlichen Bangigkeit getrieben, stand Hedwig auf, zündete Licht an, kleidete sich an und ging die kleine Treppe hinunter, die aus ihrer Stube in das Untergeschoß führte. An der Thür des gemeinsamen Zimmers lauschte sie, allein sie hörte keine Schritte mehr darin. Alles war still. Dennoch öffnete sie leise die Thür und trat hinein.

Es war dunkel darin. Dunkel und still. Nur eine Uhr pickte und zeigte auf Mitternacht.

Hedwig sah sich im Zimmer aufmerksam um; sie fühlte auf eine ihr selbst unerklärliche Weise, daß so eben Jemand darin anwesend gewesen war. Auf dem Tisch neben dem Sopha glaubte sie zu bemerken, daß die darauf befindlichen Bücher anders lagen, als sie am vergangenen Abend gelegen hatten. Eines derselben war aufgeschlagen. Hedwig sah hinein. Es war ein Band von „Atterbom's schwedische Seher und Dichter" und die schöne Lebensbeschreibung Frese's lag aufgeschlagen. Mehrere Stellen darin waren unterstrichen und Hedwig las:

„Meine Gedanken stehen an dem Ziel, über welches Niemand hinauskommen kann. Da dachte ich daran,

ob ich nicht in der Betrachtung des Todes selbst ein Vergnügen finden könnte. Und siehe, mir schien Speise von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken auszugehen. Ich nahm wahr, daß die Bitterkeit des Todes all' meine Sorge in Freude verwandelte. Dies behielt ich in meinem Herzen wie einen Schatz, größer als alle Reichthümer der Erde."

Auf einer andern Seite waren folgende Worte unterstrichen:

„Ich will dich preisen, Gott, mein Trost,
Im Lichten, wie im Dunkeln."

Und wieder auf einer andern Seite:

„Das Schauen Gottes gibt dem Kummer Trost,
Die Ewigkeit macht jung und leicht uns wieder."

„O mein Gott, was hat dies zu bedeuten?" dachte Hedwig, indem die Ahnung eines bevorstehenden großen Unglücks ihre Brust zusammenschnürte. — „Wer hat hier in der Tiefe der Nacht Trost gesucht?"

In diesem Augenblick fielen ihre Augen auf ein in blaues Papier eingebundenes Buch. Sie kannte es recht wohl. Es war Augustins Tagebuch, in das er jeden Abend einige Worte zu schreiben pflegte. Gegenwärtig lag es aufgeschlagen auf dem Tische und das daneben stehende Tintenfaß sammt der Feder deutete an, daß kürzlich etwas hineingeschrieben worden war. Unwillkürlich richteten sich Hedwigs Blicke auf einige Zeilen, die noch ganz feucht waren, und sie las Folgendes:

„Ich habe mit M** gesprochen; er ließ mir keinen Zweifel über meinen Zustand, über Das, was ich zu erwarten, zu fürchten habe. Bis hierher also und nicht weiter!

Es ist wunderlich gekommen, leise — wie ein Dieb in der Nacht. Und nun ist es da und muß überstanden werden; es muß! — — Ich habe es kaum glauben wollen. Ich habe gedacht, es müsse anders werden, es müsse vorübergehen. Aber die langen Stun-

den des Leidens und die Worte M**'s haben mich überzeugt.

Es fällt mir schwer. Ich will es bekennen, denn es ist wirklich so. Ich war zu glücklich, ich war zu sehr an das Erdenleben, an meine Lieben, an meine Freunde und an die Pläne der Zukunft gefesselt, die so Viele glücklich machen sollten! Und nun — nun mit einem Male zu Ende, zu Ende! — Ende? Nein, gütiger Gott, nicht Ende! Nein, das glaube ich nicht; aber dennoch — ein Lebewohl so Vielen — so Manchen — und — —

Meine Hedwig — meine geliebte Hedwig!"

Hedwig vermochte nicht weiter zu lesen. Ein Nebel umschleierte ihre Augen, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, ihre Knie zitterten.

„Wo ist er?" fragte sie sich halb laut. „Ich muß ihn sehen, ich muß wissen" —

Und wie sie ihre Augen aufschlug und ihren Fuß aufheben wollte — da stand Augustin vor ihr und streckte ihr seine Arme entgegen.

Wie ein Engel des Trostes, wie ein Engel der Liebe stand er da, bereit, die Bitterkeit von dem Kelch zu nehmen, den er ihr reichen mußte.

Wie liebevoll, wie theilnehmend unterrichtete er nun die zitternde Hedwig von seinem Zustand, von seiner Gefahr, aber auch von der Möglichkeit seiner Rettung — einer Möglichkeit, an die er selbst jedoch nicht glaubte.

Augustins Krankheit gehörte zu jenen grausamen, lange im Verborgenen schleichenden Uebeln, die den Menschen überfallen, ohne daß er es ahnt, die aber, sobald sie hervorbrechen, sich als tödtlich herausstellen, insofern nicht eine schmerzhafte Operation das Leben rettet.

So war der Zustand Augustins. Als er aber den schrecklichen Eindruck sah, den diese Mittheilung auf Hedwig machte, gab er sich nur Mühe, die Gefahr geringer darzustellen und Hoffnung rege zu machen.

„Ich habe mich selbst dadurch abgehärtet," sagte er, „daß ich Dir von meinem Zustand nichts mitgetheilt, sondern ihn allein getragen habe. Du hast mich dadurch verweichlicht, Hedwig, daß Du die Hälfte der Last, die mich so schwer drückt, auf Dich genommen hast. Jetzt fühle ich, daß die Sache weniger gefährlich ist, seitdem ich offen mit Dir darüber gesprochen habe. Es wird wol nicht so schlimm werden. Sollte es aber der Fall sein, sollte Gott wollen, daß — wir uns auf eine kurze Zeit trennen müßten, so — versprich mir, meine gute Hedwig, Deinen Beistand, unterstütze mich mit Deinem himmlischen Gemüth, erhebe Deinen gar zu irdischen Bruder! Wir wissen ja doch, Hedwig, daß wir einander immer haben, daß wir stets vereint bleiben werden. Das ist eine göttliche Freude und Gewißheit, die uns durch nichts entrissen werden kann. Und ich weiß es, Hedwig, wenn ich Dich muthig und heiter Allem, was da kommt, entgegengehen sehe, so werde ich auch unbefangen sein."

So sprach der edelherzige, gute Bruder.

Hedwig weinte bitterlich und schmerzlich, aber die Bewunderung und Liebe, welche ihr Bruder gegen sie zu dieser Stunde aussprach, war ihr so wohlthuend und stärkend, daß ihr Herz Kraft daraus schöpfte, sich über das Unglück zu erheben. Sie wollte sein Vertrauen verdienen, sie wollte Das für ihn werden, was er wünschte. Darum trocknete sie ihre Thränen, küßte ihn und sagte:

„Ich will es versuchen!"

„Dank Dir!" sprach er mit freundlichem Blick und küßte ihre Hand. „Wenn Du wüßtest, wie heilsam und stärkend dieses Versprechen für mich ist! Oh! Ich fühle mich wieder ganz leicht und heiter! Ich empfinde es, Du bist mir als «Beistand im Leben» gegeben. Gott segne Dich! — Und nun fort mit den finstern Gedanken und der Verstimmung! Frisch wieder ans Le-

ben und an unsere Zukunftspläne! Nun will ich recht eifrig für dieselben arbeiten und wir wollen Lust und Noth theilen, wie früher. Wir haben noch zwei bis drei Monate, Hedwig, ehe die Frage über mein Leben entschieden wird, ehe M** mir helfen kann; und bis dahin haben wir noch ein tüchtiges Stück Arbeit vor uns."

Und von dieser Stunde an widmete sich Augustin mit noch größerer Thätigkeit und Lebhaftigkeit, als früher, der Ausarbeitung des Werks, das er sich vorgenommen hatte. Und Hedwig saß nun in den Stunden der Nacht, in denen er nicht schlafen konnte, an seiner Seite und machte ihm die Arbeit leichter und angenehmer. Und während Augustin die Fortschritte des Uebels fühlte, das seinen Körper zerstörte, empfand er auch mit einer gewissen großartigen Freude, wie sein Geist immer freier wurde und bei dem Untergang seiner irdischen Hülle für seine ewigen Zwecke wirkte. Und während sein Körper immer schwächer wurde, schien sein Geist immer stärker und größer zu werden.

Da Augustins Krankheit ihm bald darauf das Ausgehen schwer machte, blieb er in seinem Zimmer und die Freunde der Zukunftspläne versammelten sich bei ihm und hielten da ihren Rath.

Da war Leben und Bewegung! Und Niemand war unter den Versammelten, der daran dachte, daß ihr Führer und Leiter, dessen feurige, belebende Worte und Gedanken sie Alle anfeuerten und belebten, den Keim zu einem baldigen und schmerzhaften Tod in sich trug. O ja, Eine dachte daran, Eine vergaß es nie!

Anhängsel.

Augustin hatte oft Mühe, zwischen zweien seiner Freunde das Rechte zu halten. Der Eine wollte zu viel, der Andere zu wenig geben.

Zu dem Ersteren sagte Augustin:

„Sachte! Nichts für Nichts! Wir gönnen unseren Arbeitern sehr gern alles Gute, aber sie selbst müssen es erwerben. Und deshalb müssen sie in den Stand gesetzt werden, sich durch Fleiß und gutes Betragen verbessern zu können. Es schadet nicht, wenn man mit Entbehren und Versagen anfängt. Haben nicht die meisten unter uns damit angefangen? Ich erinnere mich noch recht wohl, wie oft ich auf der Universität um die Mittagszeit ausgegangen und auf den Straßen herumgestreift bin, um den Hunger zu zerstreuen, den ich aus Mangel an Geldmitteln nicht befriedigen konnte! Wie mancher Entsagung habe ich mich mit meinen Commilitonen unterwerfen müssen! Aber wir wußten, daß wir für unser Fortkommen und unsere Zukunft arbeiteten. Das hielt unsere gute Laune und unsern guten Muth aufrecht und ließ uns lachend die Entbehrungen tragen, die außerdem auch noch treffliche Lehrmeister für uns waren. Nein, wir wollen unsere Arbeiter nicht verwöhnen, aber wir wollen ihnen das Beste geben, was wir

selbst haben: — eine Lebensstellung, bei der sie jährlich, ja monatlich vorwärts kommen, sich verbessern, ihren Kindern eine geborgene Zukunft und sich selbst ein ruhiges Alter bereiten können. Aber festhalten müssen wir an dem Grundsatz: «Jeder nach seinem Verdienst»!

Das muß unverbrüchliches Gesetz für uns sein und bleiben!

Um hierbei Jedem volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir bei Beurtheilung und Belohnung des Verdienstes dem Evangelium folgen. Erlaubt mir, Freunde, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit ein Stück aus der Bibel vorlese, das mir früher — ich bekenne es offen — ein Stein des Anstoßes war. Jetzt ist es mir eine Freude, denn ich glaube seinen tieferen Sinn verstanden zu haben."

Und Augustin schlug das Evangelium Matth: Cap. 20. auf und las folgende Verse daraus:

„Das Himmelreich ist gleich einem Hausherrn, der des Morgens zeitig ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg zu miethen.

Und als er mit den Arbeitern über ihr Tagelohn einig geworden war, sandte er sie in seinen Weinberg.

Um die dritte Stunde ging er abermals aus und sah Einige müßig auf dem Markt stehen;

Und sprach zu ihnen: «Gehet hin in meinen Weinberg und was recht ist, will ich Euch geben».

Und sie gingen hin. Und um die sechste und um die neunte Stunde ging er wieder hinaus und that dasselbe.

Aber um die eilfte Stunde ging er nochmals hinaus und fand Einige müßig stehend und sprach zu ihnen: «Warum stehet Ihr hier den ganzen Tag müßig»?

Sie sprachen zu ihm: «Niemand hat uns gemiethet». Da sagte er zu ihnen: «Gehet auch Ihr in meinen Weinberg und was recht ist, sollet Ihr kriegen».

Als nun der Abend kam, sagte der Herr des Wein-

bergs zu seinem Schaffner: «Rufe die Arbeiter und gib ihnen ihren Lohn, von den letzten an bis zu den ersten».

Und als Die kamen, die um die eilfte Stunde gemiethet worden waren, erhielten sie ihren Lohn, ein jeder von ihnen ein Tagelohn.

Aber als die ersten kamen, meinten sie, daß sie mehr erhalten würden, und erhielten auch jeder von ihnen ein Tagelohn.

Und als sie ihn empfingen, murrten sie gegen den Hausherrn und sagten: «Diese letzten haben eine Stunde gearbeitet und Du gibst ihnen gleich uns, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben»?

Da antwortete er einem von ihnen und sprach: «Mein Freund, ich thue Dir nicht Unrecht; warst Du nicht über ein bestimmtes Tagelohn mit mir einig geworden?

Nimm, was Dir zukommt, und geh' Deines Wegs; aber ich will diesen letzten so viel wie Dir geben.

Oder kann ich in meinen Angelegenheiten nicht thun, was ich will? Siehest Du deshalb scheel, weil ich gut bin»?

„Und Diesem," — fuhr Augustin fort, „will ich in Bezug auf unser Unternehmen noch Folgendes hinzufügen:

Das Verdienst soll nicht lediglich aus dem Gesichtspunkt des Nutzens beurtheilt werden. Das redliche Bemühen, der gute Wille muß auch anerkannt werden, und sein Werth ist als Verdienst anzuerkennen.

Dadurch treten wir in den Kreis der himmlischen Gerechtigkeit.

Daß aber diese himmlische Gerechtigkeit gleichzeitig irdische Klugheit in sich enthält und mit der Zeit den größten irdischen Nutzen für uns herbeiführt, ist nicht schwer einzusehen."

Zu dem Andern — dem Kargen — sagte Augustin: „Wir sind doch sehr besorgt um unsere eignen Genüsse. Wir halten es für sehr wichtig, an jedem Tage eine Stunde der Erfrischung oder des Vergnügens zu haben. Und das muß so sein, denn es entspricht unserer Natur und unsern Bedürfnissen. Und ich behaupte, unser Herr selbst will uns Alle glücklich und heiter sehen. Hat er nicht selbst ein Liebesmahl eingesetzt, als das Herz in unseren Versammlungen? Das Christenthum ist eine Lehre der Glückseligkeit. Und wenn wir Denen, die von uns abhängen, Gelegenheit zu Freuden geben, die wir uns selbst wünschen, so erfüllen wir nur unsere Pflicht als Christen. Auch die Heiden erkannten diese Pflicht und hatten gewisse Tage, wie z. B. die römischen Saturnalien, an denen alle Sklaven und alle Thiere freigelassen wurden, um die Freuden des Lebens zu genießen. Aber das dauerte blos einige Tage. Wir wollen in den Kelch jedes Tages einige Tropfen Süßigkeit gießen und die reine Freude zur Mitbürgerin unserer Gesellschaft machen.

Das Werk, welches wir vorhaben, besteht in nichts Anderem, als daß wir in Freundlichkeit eine Veränderung der Gesellschaft vermitteln, die früher oder später von selbst vor sich gehen muß. Und damit dienen wir uns selbst.

Als Unterstützungsmittel der Freude in unserer Gesellschaft müssen wir aber fröhliche Unterhaltungen mit Tanz, Musik und Spielen haben, an denen wir selbst Theil nehmen müssen."

„Das selbst Theil nehmen" gefiel jedoch Manchem nicht.

„Aber das ist gerade etwas Wichtiges, etwas Vortreffliches," fuhr Augustin fort. „Ein persönliches herzliches Verhältniß der Gebildeten zu den weniger Gebildeten, ein Verhältniß, das sich auf alle Kreise des Lebens erstrecken sollte, ist das eigentliche Wohlthätige und

der beste Hebel der Gesellschaft. Und seitdem der Höchste herabgestiegen ist, um uns zu sich zu erheben, muß die bedeutendste bewegende Kraft der Gesellschaft darin bestehen, daß wir herabsteigen, um Andere zu erheben. Er hat uns den Weg gezeigt."

Natürlicher Weise sollten auch Vorlesungen in der Gesellschaft gehalten werden. Vorlesungen gehören zur Ordnung des Tages. Und das ist eine gute Ordnung, glaub' ich. Ifvar, Uno, David und alle Befähigten sollten im großen Unterrichtssaale Vorlesungen halten.

Unter den Verwaltungseinrichtungen der Gesellschaft legte Augustin das größte Gewicht auf die Errichtung einer Sparkasse, deren zweckmäßiger Einrichtung er ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er nahm hierbei die neuesten, als gut erkannten ökonomischen Berechnungen der Zeit als Unterlagen an und hielt nach denselben eine kluge und wohlgemeinte Vormundschaft der Bemittelten über die Unbemittelten in der Gesellschaft für erlaubt und nutzenbringend.

Im Uebrigen suchte er das Wohlergehen der Arbeiter mit der Einrichtung, für die er arbeitete, in die genaueste Verbindung zu bringen.

Man sprach von der Wohnung für die Gesellschaft und Augustin erklärte sich gegen große, den Phalansterien ähnliche Anstalten.

„Wo dergleichen eingerichtet worden sind," sagte er, „haben sie sich nicht praktisch bewiesen. Es gibt für viele Menschen Wohlbehagen nur in ihrem eigenen Hause,

nur auf dem Stückchen Erde, das sie ihr Eigenthum nennen dürfen. Ich wünschte deshalb, daß für unsere Arbeiter kleine Häuser für zwei, höchstens vier Haushaltungen in jedem Hause eingerichtet würden. Jeder Haushalt oder jede Familie muß zwei Stuben und eine Küche haben. Ich weiß wohl, daß diese Einrichtung kostspieliger ist, als eine gemeinschaftliche Küche und eine große gemeinschaftliche Wohnung; aber wir werden für den Mehraufwand, den wir machen, Ersatz in dem Wohlbehagen und in der Anhänglichkeit unserer Arbeiter finden. Und der Gewinn, den wir suchen, ist ja nicht blos materiell. Diese Wohnungen wünschte ich von Holz, einfach, aber geschmackvoll, mit rothen Ziegeln gedeckt, jedes Haus ein wenig von dem andern unterschieden. Um jede Wohnung müssen einige Bäume gepflanzt werden und jede Familie muß wo möglich einen kleinen Garten oder wenigstens ein Fleckchen Erde haben, wo sie etwas säen und pflanzen kann. Ich weiß, wie innig so ein Stückchen Erde den Menschen an die Stelle fesselt, wo er dasselbe besitzt.

Sehr wünschenswerth wäre ein größerer Park für unsere Arbeiter, der ihnen Gelegenheit böte, die frische Luft, Bewegung und die unschuldigen Vergnügungen im Freien zu genießen. Dort könnten sie in der Frühlings- und Sommerzeit, so wie an Feiertagen sich an der Frische des Landlebens und an der Schönheit der Natur erfreuen. Für die Herbst- und Winterabende haben wir die großen Säle im Schulhause, wo wir uns mit den Arbeitern versammeln und sie durch Lectüre, durch Musik, durch Vorzeigen schöner Kunstgegenstände angenehm beschäftigen, vergnügen, belehren und veredeln, auch ihren Kunstsinn entwickeln können.

Eine Einrichtung in der Gesellschaft, welche die Geschwister innig wünschten, waren die Friedensgerichte, eine Vereinigung der öffentlichen in Norwegen und der patriarchalischen in den großen Dorfschaften in Dalarne. Vor diesen müssen alle Streitigkeiten und geringfügigen Vergehungen in der Gesellschaft verhandelt und, wo möglich, ausgeglichen oder gesühnt werden. Die Arbeiter selbst sollten die Mitglieder des Friedensgerichts wählen und unter denselben Sitz und Stimme haben.

„Und wir wollen uns bestreben," sprach Augustin, „daß kein Gefängniß oder Besserungshaus aus unserer Gesellschaft Zuwachs erhalten soll."

„Und eines der vorzüglichsten Gesetze, das unser Gericht einschärfen und überwachen soll," rief Uno, „muß die Behandlung der Hausthiere betreffen. England und Frankreich haben Strafen auf die Mishandlung der Thiere gesetzt. Warum sollen die Schweden andern Völkern in Bezug auf Menschlichkeit nachstehen?"

Dieser Antrag wurde mit Einstimmigkeit und mit Wärme angenommen. Und Göthilda, die Bruder hiervon benachrichtigte, versprach feierlich, daß sie in das Gesetzbuch der Gesellschaft unmittelbar vor den Paragraphen über die Thierquälerei eine Vignette malen wolle, welche die heilige Familie mit dem Esel, der sich durch eine besonders interessante Physiognomie auszeichnen werde, vorstellen solle.

Göthilda ahnte hierbei nur zur Hälfte das Tiefe und Rührende in dem Gedanken, den sich der Genius des Volkslebens *) und der Kunst schon längst angeeignet hat, daß das Thier seinen Platz an der Krippe des Erlösers hat, daß das Thier zur heiligen Familie gehört.

„Und nun," rief eines schönen Tages der gute Dr. Lund,

*) In Schweden ist es Sitte unter den Landleuten, am Weihnachtsabend den Hausthieren ein außerordentliches Futter zu geben, ihnen in die Augen zu leuchten, damit sie den „Stern" sehen, und ihnen dabei zuzurufen: „Es ist Weihnachten!"

„nun finde ich weiter nichts für uns zu thun, als daß wir die neue Anstalt, die neue Stadt taufen, die wir jetzt mit den rothen Ziegeldächern und mit den grünen Bäumen emporwachsen sehen. Und das soll Schwester Hedwig thun, die so still dasitzt und schweigt, insgeheim aber das Feuer unsers Eifers aus ihrer Liebe, mit ihrem guten Willen in uns Allen nährt. Schwester Hedwig soll der Stadt den Namen geben!"

„Nein, nein, und abermals nein!" versetzte Hedwig. „Das müßt Ihr selbst thun, lieber Vater. Die Taufe gilt sonst nicht."

„Nun wolan denn!" rief lebhaft der Doctor, „So taufe ich die neue Stadt mit dem alten schwedischen Namen Birka! Auf Björkö soll sie ja angelegt werden und Birken wollen wir um die Wohnungen der Arbeiter pflanzen! In dem alten Birka war es ja, wo das Christenthum zuerst gepredigt wurde! Es ist ein Samenkorn von dieser Saat, das jetzt aus dem alten Grund und Boden emporwächst und der Neuzeit seine Ernte darbietet. Nein, nicht blos der Neuzeit, sondern der Ewigkeit! Nicht blos der Erde, sondern auch dem Himmel! Es lebe das neue Birka!"

Der fröhliche Ruf durchbrauste die Gesellschaft. „Es lebe das neue Birka! Und Björkö! Und die Birken! Und wir alle zusammen!"

„Wir selbst sind ja ebenfalls Arbeiter," sagte Ifvar. „Jeder von uns arbeitet nach seinen Kräften. Und die Arbeit des Kopfes darf nicht für geringer geachtet werden, als die der Hand. Wer arbeitet z. B. in demselben Grad für die ganze Gesellschaft hier, wie Bruder Augustin?"

„Und darauf müssen wir eins trinken und eine Bowle brauen und ein Lied haben!" rief Bruder. „Und dazu müssen wir den Mutterbruder Herkules einladen. Er wird sich gewiß nicht weigern, uns eine Bowle zu brauen; sie gilt ja der Taufe des jungen Kindes Birka!"

Der General Herkules hatte sich nämlich von der Versammlung und von der Begründung der Gesellschaft schon seit einiger Zeit zurückgezogen.

Wie ein Theil der Mitglieder gleich anfangs vorausſah, hatten sich sehr bald Spaltungen in den Ansichten der Jüngeren und Aelteren gezeigt.

Der General Herkules wollte das Wohl des Volkes, aber er wollte es als fortwährender Vormund und Dictator desselben. Er wollte es väterlich regieren, aber doch — regieren.

Augustin, als Haupt der Partei der Jüngeren, wollte dem Volk Gelegenheit zu seiner äußern, wie zu seiner innern Verbesserung geben; er wollte durch Erziehung, durch Geist und Urtheil wirken, im Uebrigen aber das Volk sich selbst regieren lassen.

„Das geht nie vorwärts oder — es geht zum Teufel!" rief der General Herkules, als er dies hörte.

„Es wird gehen, es muß gehen und — es geht ins Himmelreich," entgegnete Augustin, „insofern selbständig gute und denkende Menschen dahin gehören."

Augustin suchte seine Behauptung zu beweisen. Der General Herkules vertheidigte die seinige mit Heftigkeit. Augustin blieb bei seiner Ansicht und erklärte dieselbe wiederholt. Beide kamen nicht vom Fleck mit einander. Endlich wurde der alte Graf böse, schlug mit der geballten Hand auf den Tisch und rief:

„Nun, so macht beim Teufel, was Ihr wollt! Ich bekümmere mich nicht um Eure Veranstaltungen; ich habe Euch die Wahrheit gesagt und Ihr werdet eines Tages einsehen, daß ich Recht gehabt habe. Ich bekümmere mich aber den Teufel um die ganze Fabrik oder Republik oder wie es sonst heißen mag!

Aber wir bleiben gute Freunde, Augustin! Nicht wahr?"

Und über den Spalt, über die Schranke, durch welche sie getrennt wurden, reichten sie einander herzlich die Hände.

Großdenkende Charaktere lassen sich durch verschiedenartige Meinungen nicht trennen. Sie können auf verschiedenen Seiten stehen und dennoch Freunde bleiben, dennoch für das gemeinsame Beste wirken. Und der General Herkules gab einen Beweis von dieser Größe, als er später die Verwaltung der Sparkasse für die neue Gesellschaft und damit das beschwerlichste und verantwortlichste Amt übernahm.

„Dabei weiß ich wenigstens, daß ich etwas Gutes thue," sagte er. „Dann weiß ich, daß Etwas geschieht, was zu Aller Nutz und Frommen ist!"

Der General Herkules und Göthilda.

Das Leben ist ein Kriegszustand. Niemand fühlte das besser, als der alte Graf. Viele, die wie er in den Tagen ihrer Mannheit in großen Heeren tapfer gegen die Feinde des Vaterlandes gekämpft haben, müssen sich in ihren alten Tagen mit einem Haufen von Zwergen herumschlagen, die Gebrechlichkeit, schlechte Laune, Schlaflosigkeit, Niedergeschlagenheit u. s. w. heißen. Walter Scott nennt dies den kleinen Krieg. Aber für Viele ist dieser kleine Krieg schwerer, als der große.

„Das Alter spaßt zuweilen mit mir," sagte der große Oxenstierna, als er die herannahende Alterschwäche fühlte, und ließ sich von derselben nicht besiegen, wie der starke Thor von dem alten schwächlichen Weibe Ella *). Eben so wenig that dies unser alter Held.

Aber die Wahrheit lag darin, daß der starke Körper des Generals unter der Last des Alters ein wenig zu wanken anfing und daß seine Laune etwas kitzlicher und mürrischer wurde, seitdem er dies bemerkte.

„Seit einiger Zeit ist aber auch Alles im Hause schlechter geworden," zankte er zuweilen. „Man sieht kein Fest, keinen Urwettertanz, man hört kein Lied von

*) Das Alter.

Bellmann mehr. Die verwünschte Philanthropie hat alle Freude aus dem Hause gejagt. Aus lauter vernünftigen Ansichten und lauter Menschenliebe ist man nicht mehr so heiter und gemüthlich wie sonst. Da sitzt Ihr und steckt die Köpfe zusammen in Comitè's und Conclave's und denkt, ihr könnt die Welt umgestalten. Albernes Geschwätz! Nein, da gehe ich lieber hinaus in den Wald und ins Feld und besehe mir die Welt, wie sie Gott gestaltet hat. Und da sehe ich auch, wie der Hase läuft. Aber der Teufel mag wissen, wohin die Hasen seit einiger Zeit gelaufen sind. Ich glaube, bei meiner Seele, sie halten ebenfalls philanthropische Zusammenkünfte! Die Welt wird so vernünftig und so human, daß sie ganz unerträglich wird!"

Ein andermal sagte er zu Hedwig:

„Mein Kind, ich fange an alt zu werden. Ich fühle es. Ich werde knurrig und garstig. Ihr werdet meiner überdrüssig werden. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht selbst meiner überdrüssig bin. Ich tauge zu nichts mehr auf der Welt und wünsche sehnlichst, daß mich unser Herr recht bald zu seinem Regiment im Himmel dort oben versetzt. Denke daran, liebe Hedwig, daß ich bei meinem Begräbniß durchaus keine Pracht haben will. Auf frischem Tannenreißig will ich in meinem Sarge liegen und alte Soldaten sollen mich zu Grabe tragen."

Aber etliche Tage darnach war der alte Herr im Freien gewesen, brachte vergnügt die ersten Frühlingsblumen mit nach Hause und überreichte sie Hedwig.

„Ein herrlicher Morgen!" rief er. „Da haben wir nun den Frühling wieder! Hinaus in die Welt muß man — man darf sich nicht in die Stuben verschließen, wie Kettil; die neuen Götter kommen. Hinaus in die Welt! Hinaus ins Leben! Der alte gute Gott ist doch der mächtigste; er herrscht überall und lenkt Alles zum Besten. Ich halte mich an den alten!"

Und lustig donnerte der Thorshammer wieder durch das Haus, als wollte er allen unheimlichen Spuk zerschmettern.

Der General fing um diese Zeit an, in Björkö ein Wohnhaus für seinen treuen Diener Stolt zu bauen, in welches dieser nach dem Tod des Generals mit den alten Kriegstrophäen ziehen sollte. Mit der Einrichtung dieses Hauses beschäftigte sich der alte Herr sehr angelegentlich.

Göthilda, die an den philanthropischen Conclaven nicht das mindeste Vergnügen fand, widmete sich dem General immer ausschließlicher, fand Auswege, ihm bei der Arbeit zu helfen, erheiterte ihn durch ihre witzigen Einfälle und possirlichen Streiche, nannte sich seinen „Gesellen" und war seine tägliche Gesellschafterin.

„Du gehst nicht von mir, wie die Andern," sagte der General oft herzlich zu dem jungen Mädchen. „Du bleibst bei mir!"

„Im Leben und im Tode!" antwortete Göthilda dann energisch.

Und der alte Herr wurde bei seiner neuen Arbeit, neben seinem muntern „Gesellen" wieder jugendlich und heiter, trotz des Rheumatismus und der Philanthropie.

Und als Bruder mit seinem Vorschlag von der „Bowle" und dem „Toast" kam, da — sagte der General nicht nein! Nur daß er „seine eigene hübsche Melodie" singen dürfe, machte er sich aus.

Und dazu nein! zu sagen, war nicht räthlich.

Todesgedanken.

„Der Mensch hängt mit tausend Fäden an der Menschlichkeit, obwol er dieselben nicht eher bemerkt, als wenn er sie aufgeben soll, so wie die Spinnengewebe erst dann recht sichtbar werden, wenn sich der Rauchfrost daran festsetzt," sagt von Unge in seinem interessanten Werk „Spaziergänge im Vaterland" eben so traurig als wahr.

Hast Du, lieber Leser, an einem schönen Herbstmorgen feine Fäden in der Luft schimmern sehen, bestäubt von Thränen des Thaues und beglänzt von den Strahlen der Sonne? Sie heißen „Maria's Seidenfäden" und strahlen an solchen Morgen, wie kleine Regenbogen, wo sie sich an das Laub oder an die Blumen hängen.

Und wenn ein liebenswürdiger und geliebter Mensch vom Tod bedroht wird und seinem Scheiden von der Welt nahe ist, dann sieht man um ihn her diese Seidenfäden strahlen, welche die Liebe mit ihren Thränen und mit ihrer Sonne beglänzt.

Das sah man jetzt um Augustin herum. Jetzt erst entdeckte man, wie sehr er sich beliebt gemacht hatte; von nah' und fern schimmerten die Seidenfäden.

Lagertha Knutson hatte seit einiger Zeit — seit Augustins Krankheit — das Dalberg'sche Haus öfter als

gewöhnlich besucht. Zwischen ihr, Augustin und Hedwig hatte sich schon längst ein schönes, herzliches Freundschaftsbündniß gebildet, das auf gegenseitige Achtung und Bewunderung gegründet war. Es ging deshalb den beiden Geschwistern sehr nahe, daß Lagertha in Folge von Briefen, welche sie in ihr Vaterland, zu ihrer Familie zurückriefen, sie in kurzem verlassen mußte.

Als sie eines Tages kam, war in ihrem sonst gewöhnlich so bestimmten, klaren und stolzen Wesen eine auffallende Niedergeschlagenheit zu bemerken. Augustin, der sie allein empfing, nahm dies sehr bald wahr und sagte, indem er ihre Hand ergriff, halb scherzend:

„Wie geht es, Fräulein Island? So nebelig und düster? Wo ist die klare Mitternachtssonne?"

„Sie ist untergegangen!" antwortete Lagertha, indem sie zu lächeln versuchte. „Es geht mir sehr nahe, daß ich Sie und Schweden verlassen muß, ohne Ihnen eine Freude gemacht zu haben. Mein großes Werk bleibt unvollendet — ich fühle es. Seit einiger Zeit werde ich immer stumpfer, immer unfähiger, so zu arbeiten, wie ich es wünsche. Ich werde meine letzte Norne nicht vollenden können."

„Die Norne der Vollendung!" rief Augustin. „O, das wäre Schade! Die herrliche Nornengruppe! Ich habe mich so sehr darauf gefreut, sie fertig zu sehen! — Ja, Lagertha, sie muß fertig werden! Warum sollte sie auch nicht? Was sollte für Jemand, der Alles kann, was er will, unmöglich sein?"

„Das war ein vermessenes Wort von mir!" versetzte Lagertha. „Es ist aber auch bestraft worden. Jetzt will ich, aber ich kann nicht. Der Muth, die Klarheit fehlen mir!"

„Können sie nicht wieder kommen, nicht wieder erweckt werden? Denken Sie darüber nach!"

„O ja. Sie können es. Und ich weiß auch, wodurch. Durch eine Freude, durch einen Sonnenstrahl,

Bayerische Staatsbibliothek München

aber — beide kommen nicht und Derjenige, der sie abhält, sind — Sie, Augustin Dalberg!"

„Ich?" rief Augustin bestürzt und blickte sie fragend an.

Lagertha wandte ihr Gesicht zur Hälfte von ihm ab. Es war bleich und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. Sie zitterte und auf ihren Lippen schwebten die Worte: „Sie sind in Gefahr, Sie sind sterbend!" aber sie drangen nicht hervor.

Allein Augustin hörte sie in ihrer Seele. Gerührt ergriff er ihre Hand und sagte:

„Lagertha!"

Sie sah ihn an und sein inniger strahlender Blick begegnete dem ihrigen. Ein lebendiger Funke sprang von dem einen zum andern und dieser sagte, was keine Worte vollständig aussprechen konnten.

Augustin war kein Mann, der in sich selbst verliebt war; aber das Gefühl, die Neigung dieses edeln und stolzen Weibes zu besitzen, ließ sein Herz wärmer und lebendiger schlagen.

Er zog ihre Hand an seine Brust und sprach:

„Aber wenn ich gesund werde, wenn ich wieder für meine Lieben, für meine Freunde leben darf, wird Ihnen dann Ihre Gruppe gelingen?"

„Ja!" rief Lagertha. „Ja, denn dann wird es der Ausdruck eines Lob- und Dankliedes werden!"

„O Lagertha!" sprach Augustin innig und drückte ihre Hand an seine Stirn und Lippen. „Mache mir das Leben nicht zu lieb, mache mir das Sterben nicht so schwer. Ich müßte ja zu leben wünschen, wenn solche Freunde so viel Werth auf mein Dasein legen. Und," fuhr er mit seinem engelsanften Lächeln fort, „ich müßte ja zuletzt Das werden, was ich an einem Mann am meisten verabscheue — ich müßte ja eitel werden. Aber," fuhr er nach einer kleinen Pause in einer freudigen Eingebung fort, „Lagertha, wenn Du mich lieb hast, so gib mir einen

Beweis dafür! Ich habe mich auf Dein großes Werk so sehr gefreut, ja, ich bin stolz darauf gewesen, wie auf ein Erzeugniß der nordischen Kunst und auf eine Arbeit meiner Freundin. Du darfst es nicht unvollendet lassen, Lagertha. Du mußt auch das letzte, das schwere Nornenbild glücklich vollenden; ich fodere es im Namen unserer Freundschaft. Edle, geliebte Lagertha! Ich verlange diese Freude von Dir! — Vollendung! Gelingen! Du willst Kraft zu diesem Werk von dem Lebensfaden eines Menschen haben? Ach! Weg damit! Fühlst Du nicht in Deinem eignen Geist ein höheres Bild der Vollendung? Geh', geliebte Lagertha, vollende Dein Werk aus Dir selbst! Was ich verlange, das verlangt auch der Geist Skandinaviens, das verlangt Dein eigner Geist von Dir! Vollende! Dann komm' und laß mich mit Dir freuen! Dann wollen wir die Freude über Dein Werk gemeinsam genießen!"

Es gibt Stunden im menschlichen Leben, in denen der Mensch sehr viel über Andere vermag. Es gibt Stunden der Eingebung, in denen der Mensch ausspricht, was ihm keine Wissenschaft, keine Fertigkeit, keine Kunst, sondern lediglich das göttliche Feuer des Gefühls eingeben kann. Und wie „Feuer das Feuer verbreitet", so theilt sich sein Gefühl, seine Kraft der Brust eines Andern mit und entzündet eine selbständige Flamme.

So auch bei Lagertha.

Zärtlichkeit, Ueberraschung, Bewunderung regte ihre niedergedrückten Lebensgeister wieder auf. Die Gedanken, welche Augustin aussprach, waren die Geschwister ihrer eignen. Sie erstanden aus ihrem Grabe.

Und sie ging heim, von neuem, frischem Willen belebt, und vollendete in einigen Stunden das Werk, das sie während eines Jahres vergebens zu lösen versucht hatte. Und sie sah, daß ihr Werk gut war, und ihre Seele jubelte darüber.

„Es soll sein werden! Mein Werk soll sein Werk

Bayerische
Staatsbibliothek
München

schmücken!“ dachte sie mit demüthig-stolzer Freude. „Und dann — mag er nun leben oder sterben — will ich auf einige Zeit meine vaterländische Insel, meine Wiege, besuchen, das große, starke, mächtige Meer im Glanz des Nordlichts sehen, den Gesang der Schwäne hören und — wieder stark werden! — Aber — war wol — ist wol dieses Gefühl, das meine Kraft erweckte und vermehrte, ist es wol eine Schwachheit zu nennen?“

Es ist für alleinstehende, starke Seelen nicht schwer, sich aus den Fesseln des Kummers zu befreien. Ihre Pläne, ihre Arbeiten, ihre Aufgaben im Leben lösen und befreien sie von denselben. Anders ist es mit den Geschwisterseelen, deren Leben im Lieben, Theilnehmen, Leiden und Ertragen besteht, die mehr für Andere, als für sich selbst leben.

Anders war es bei Hedwig, anders bei Lagertha.

Hedwig hatte schon längst den Gedanken an Augustins Gefahr von sich gewiesen, den Gedanken an die Stunde, die über sein und ihr Schicksal entscheiden sollte. Sie hatte denselben so zu entfernen gesucht, wie man im Traum einen unheimlichen, auf uns eindringenden Spuk abzuwehren sucht. Sie wollte nicht glauben, daß der theure edle Bruder, die Freude und Stütze so Vieler, ihr Alles auf Erden, jetzt schon, in der Blüte seiner Jahre, von ihrer Seite gerissen werden sollte. Allein jetzt, da Zeit und Stunde immer näher rückten, da die Frage entschieden werden sollte, da sie alle Vorbereitungen dazu treffen sah, da fühlte sie sich von einem panischen Schrecken ergriffen. Ihr Herz empfand Todesangst, ihr Blick sah sich bebend nach Hülfe um und ihr Antlitz wurde mit jedem Tag blässer.

Aber ihre Frömmigkeit, ihre Gottesfurcht, konnten

Bayerische Staatsbibliothek München

die nicht — Liebe Kinder! Sprecht einmal davon, wenn ihr eine solche Prüfung, wie Hedwig, überstanden habt! Der zuversichtliche Blick gen Himmel kann zwar vom Klagen, vom Murren zurückhalten, aber er kann den Geist nicht vor tiefer Betrübniß, den Körper nicht vor dem Erliegen unter der Last des Kreuzes schützen.

Und Hedwigs Gemüthsstimmung wurde von Allen im Hause mehr oder weniger getheilt. Je näher die dunkle Wolke, welche über Augustins Haupt schwebte, daher kam, je tiefer sie sich herabsenkte, desto mehr nahm ein düsteres, ängstliches Schweigen im Hause zu. Niemand war heiter. Aller Blicke verriethen Unruhe. Der Mutterbruder Herkules sang nicht mehr bei seiner Arbeit und Göthilda hatte jetzt keinen einzigen scherzhaften Einfall.

Augustin selbst war der Ruhigste unter Allen. Er sah seine Geschwister und Freunde gern um sich und sprach mit ihnen über alle vorkommende Verhältnisse mit heiterem und offnem Sinn.

Zuweilen verschloß er sich in sein Zimmer. Und wenn er nach solchen Stunden der Einsamkeit wieder zu seinen Geschwistern kam, sahen diese in seinen Augen und in seinem Gesicht einen Glanz, der nicht von dieser Welt zu stammen schien.

So nahte der ausersehene verhängnißvolle Tag!

Erscheinungen und Gespenster.

Es war Abends, am Abend vor dem gefürchteten Tage. Der Regen schlug an die Fenster und die Frühlingsstürme brausten wild um das Haus. Vor einem flammenden, prasselnden Kaminfeuer in Augustins Zimmer saßen Augustin selbst, Uno und der gute Doctor Lund. Es war ungemein behaglich im Zimmer und wurde noch behaglicher, als man beim Schein des Feuers im Nebenzimmer Schwester Hedwig mit den Vorbereitungen zum Thee beschäftigt sah.

Die drei Freunde unterhielten sich vertraulich mit einander über den Lieblingsstoff des Doctor Lund. Wir wissen es, daß er sich sehr gern auf die dunkle Grenze zwischen die beiden Welten stellte und nach Licht und Laut forschte, welche aus der unbekannten in unsere bekannte Welt dringen sollten.

Verständige Leute wunderten sich über diese Eigenheit an dem so klugen und gelehrten Mann und sprachen unverhohlen aus, daß sie nicht begriffen, wie er so unverständig sein könnte. Andere dagegen — geniale Leute — wunderten sich nicht darüber.

An diesem Abend war der Doctor Lund mehr als gewöhnlich in die Frage über den Zusammenhang der Geisterwelt mit der Körperwelt vertieft.

Augustin äußerte im Lauf der Unterhaltung:

„Was mir am meisten sonderbar und beinahe niederschlagend vorkommt, ist der Umstand, daß unter den zahlreichen Erzählungen von Geistererscheinungen oder dergleichen aus allen Zeiten und Ländern so sehr wenig sind, die einen höheren, recht geistigen Charakter an sich tragen. Die meisten sind unbedeutend, unangenehm oder stehen mit Mordthaten und Handlungen der Rache in Verbindung.“

„Ja, das muß ich zugeben,“ versetzte lächelnd der gute Doctor, indem er sich hinter den Ohren kraute. „Viele Geister, welche auf der Erde wieder erscheinen, sind nichtsnutziges Gesindel, das weder im Himmel, noch in der Hölle eine Heimat hat. Und das ist allerdings betrübend. Wir können aber daraus abnehmen, daß die guten und seligen Geister in eine höhere Region kommen, in welcher sie keinen Zug nach der Erde fühlen, und daß sie über das Schicksal ihrer geliebten Hinterlassenen ein Licht empfangen haben, welches das Bedürfniß einer unmittelbaren Gemeinschaft mit ihnen aufhebt. Denn daß sie für dieselben wirken und daß sie geistig auf sie einwirken, ist über jeden Zweifel erhaben. Es liegt in der geistigen Naturordnung und die Geschichte liefert uns unzählige Beweise dafür. Allein solche Beweise fehlen auch nicht für unmittelbare Berührungen höherer Art zwischen Menschen, die einander geliebt haben und durch den Tod getrennt worden sind. Man sieht, daß solche Offenbarungen unter gewissen Verhältnissen gestattet werden. Und hier sitzt Jemand,“ er nickte Uno zu, indem er seine lebhaften Augen mit dem Ausdruck des Wohlwollens auf ihn richtete, „hier sitzt Jemand, der uns, wenn er wollte, gewiß etwas recht Merkwürdiges darüber mittheilen könnte. — — Lieber Uno, Du hast mir zuweilen angedeutet, daß eine Offenbarung die Ursache der glücklichen Verwandlung gewesen ist, die Dein Gemüth erfahren hat. Willst Du

uns jetzt nicht mittheilen, was Dir geschehen ist? Ich habe lange gewünscht, es zu erfahren; ich habe Dich schon lange darnach fragen wollen, aber ich habe es aufgegeben, da ich wahrnahm, daß Du diese Seite nicht gern berühren lässest."

„Auch ich!" sagte Augustin. „Es würde mir lieb sein, in dieser Stunde Licht über das Verhältniß zwischen Freunden zu erhalten, die der Tod getrennt hat. Ich möchte wissen, ob sie sich unter so ungewöhnlichen Umständen, wie sie bei Dir stattfanden, einander mittheilen können."

Uno schwieg eine Weile, als ob er nachsänne, und sagte endlich:

„Euch, meine Freunde, und Hedwig kann ich wol mittheilen, was ich erfahren habe. Denn von Euch habe ich das Mistrauen oder den Hohn nicht zu fürchten, mit welchem der größere Theil der Menschen meine Erzählung anhören würde. Es ist die höchste Freude und der größte Schatz meines Lebens gewesen, deren mich kein Mensch berauben kann; aber es würde mir wie eine Profanation vorkommen, wenn ich dieses Heiligthum meiner Seele einem Unwürdigen eröffnen sollte. Und darum — — aber nochmals, Euch gilt mein Zweifel nicht."

Und mit leiser, fast dumpfer Stimme erzählte Uno *):

„Ihr Alle wißt, wie mir nach Engels Tod zu Muth war. Ihr wißt wenigstens, daß ich wie todt für jede Erdenfreude war. Meine innere Unseligkeit kann ich nicht beschreiben. Ein einziger, festgewurzelter, finsterer Gedanke hatte sich meiner Seele bemächtigt und quälte mich Tag und Nacht wie ein Geist der Hölle. Meine Gattin war gestorben, unglücklich wegen meiner Ver-

*) Diese Erzählung beruht auf einer wahren Thatsache und ist lediglich deshalb hier mitgetheilt worden.

blendung gestorben. Und nun waren wir für immer getrennt. Die ganze Welt kam mir wie ein dunkles Grab vor, über und unter mir sah ich nichts, als eine entsetzliche Leere, einen unendlichen Abgrund, worin das ewige Nichts sich selbst wiederkäuete — — aber nein, ich kann noch jetzt nicht ohne Entsetzen davon sprechen. Ich begreife nicht, wie es kam, daß ich nicht wahnsinnig wurde! — — Wie lange ich in meinem Dunkel gesessen habe, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß es eines Tages hell, hell für immer in mir wurde! Ich erblickte auf einmal — sie, sie, die mein beständiger Gedanke, mein Kummer war — ihre Gestalt trat mit immer zunehmender Helle vor mich hin, wie aus der Finsterniß hervorschreitend, ihr liebes, schönes Gesicht lächelte mir entgegen, hell, freundlich, wahrhaft. Sie war es, sie stand vor mir — ein wenig über mir schwebend — strahlend in Jugend und Schönheit, und so hold, so unsäglich hold und zärtlich! — O, wenn Ihr sie gesehen hättet — wenn Ihr Euch eine Vorstellung davon machen könntet — aber Ihr könnt nicht! — Ja, sie war es, meine Gattin, mein Engel, wie in früheren Tagen, nur schöner und verklärter. Sie sprach zu mir:

«Traure nicht, mein Geliebter! Gräme Dich nicht um mich! Ich bin glücklich, ich bin unaussprechlich glücklich! — Aber Deinen Kummer konnte ich nicht ertragen und darum komme ich jetzt zu Dir, so schwer es mir auch fällt! Von nun an komme ich nicht wieder zu Dir, Geliebter; aber Du wirst zu mir kommen und ich werde Dich erwarten, um mich nie wieder von Dir zu trennen!»

Nach diesen Worten verschwand sie langsam und allmälig, wie sie gekommen war. Ich glaubte die lieblichsten Harmonien zu hören. Ein heller Schein blieb noch eine Weile im Zimmer zurück. Dann sah und hörte ich nichts weiter. Aber die Glückseligkeit, die von

diesem Augenblick in meiner Seele aufging, vermögen keine Worte zu beschreiben. O, meine Theuern! Die ganze Welt, das ganze Leben hatte sich vor meinem Blick verwandelt. Alles erstand mir wieder, wie aus dem Grabe. Ihr wißt es. Sie, meine Gattin, habe ich seitdem nie wieder gesehen. Aber eine dauernde Gewißheit, eine dauernde Freude ist zurückgeblieben, wie ein lichter Schein in meiner Brust, und ich weiß, daß beide mich durch das Leben, durch den Tod zu ihr, zu meiner Gattin in unsers Vaters Haus führen werden!"

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, als Uno aufhörte zu sprechen. Die Flamme des Kaminfeuers glänzte in ruhig strahlenden Augen wieder, die gedankenvoll auf den Erzähler gerichtet waren.

Gegen das Ende der Erzählung war Göthilda unbemerkt ins Zimmer getreten. Uno's leise, geheimnißvolle Stimme, die einzelnen Worte, welche sie aufschnappte und die von einer übernatürlichen Begebenheit, von einer Geistererscheinung sprachen, dies Alles brachte bei Göthilden ein unbeschreiblich unheimliches Gefühl hervor. Schauernd an Leib und Seele ging sie aus dem dunkeln Zimmer, um nach Licht zu rufen. Als sie aber zu diesem Behuf durch den Saal gehen wollte, blieb sie plötzlich wie festgenagelt stehen und vermochte nur mit Mühe einen Ausruf des Schreckens zu unterdrücken. Denn in der tiefen Dämmerung des Saales stand hoch und still eine schwarze Gestalt.

Wir müssen bekennen, daß unsere liebe Heldin Göthilda nichts weniger als tapfer war, wenn es gewissen Gefahren galt. Besonders hatte sie vor Gespenstern eine Furcht, die um so mehr ans Lächerliche grenzte, als sie eigentlich weder an Gespenster glaubte, noch jemals dergleichen gesehen hatte. Aber die eben gehörten Worte von Uno's Erzählung hatten ihre Phantasie aufgeregt und bei dem Anblick der schwarzen, langen, unbeweg-

lichen Gestalt im Saal war ihr erster Gedanke: „Ein Gespenst"!

Und so bald sie ihre gelähmten Glieder bewegen konnte, retirirte sie mit größtmöglichster Geschwindigkeit, eilte auf einem andern Weg in die Küche, schreckte alle Anwesende durch eine hastige Erzählung von Gespenstern, Dieben und Räubern auf und spazierte mit einem Licht in der Hand nach dem Saal zurück, von der neugierigen Louise, von Maja, von Stolt und von Hanna, die sich sehr nahe zu ihrem Beschützer hielt, begleitet.

Göthilda hatte an der Spitze dieses Trupps Muth gefaßt. Sie ging an die Thür, öffnete dieselbe zur Hälfte, steckte den Kopf halb hinaus und betrachtete die schwarze Gestalt, die noch immer unbeweglich da stand, obgleich der Lichtschein auf sie fiel. Die Gestalt glich eher einem Spitzbuben, als einem Gespenst. Sie war in einen großen Mantel gehüllt und hatte den Hut tief in die Augen gedrückt. Doch ließ die Unbeweglichkeit, in der sie noch immer verharrte, wieder nicht auf einen Dieb schließen.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" rief endlich Göthilda, die nun muthiger geworden war.

„Meine hochedle Mamsell," antwortete die Gestalt, „ich bin ein armer Gesell, der herumreist und Arbeit sucht und gern für die hochedle Mamsell arbeiten will."

Die Stimme, welche in dieser Maaße antwortete, war grob und sehr menschlich. Sie kam Göthilden nicht ganz unbekannt vor. Allein sie fand diesen Menschen sehr kühn und erwiderte ihm:

„Ich kann Euch keine Arbeit geben. Geht hinunter und fragt nach dem General Herkules; vielleicht kann der Euch Arbeit nachweisen."

„Aber ich will gerade für meine hochedle Mamsell arbeiten!" sagte der eigensinnige Gesell.

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich keine Arbeit für Euch habe!" versetzte Göthilda.

„Nun, so gebt mir ein bischen Abendbrot!“ rief der Gesell mit trotzigerem Ton.

„Noch weniger und besonders heute Abend,“ erwiderte Göthilda, „vielleicht ein andermal, wenn Ihr höflicher darum bittet.“

„Dann gebt mir wenigstens einen Schnaps!“ sagte nun der Gesell mit so grober Stimme, daß Göthilda schnell einen Schritt zurücktrat und dadurch ihren Nachtrab sichtbar werden ließ. Bei dem Anblick aller der Gesichter, welche nun durch die Stubenthür herausguckten, schlug der Fremde ein lautes Gelächter auf, warf hastig seinen Mantel von sich, nahm den Hut ab und trat als ein wohlgekleideter und wohlgebildeter junger Mann mit einem offnen, heitern, aber vom Wetter arg mitgenommenen Gesicht näher. Er reichte Göthilden seine rechte Hand hin und sagte:

„Oder gebt mir eine Hand und laßt mich die Bekanntschaft mit Göthilda erneuern! Kriege ich eine Hand zur Bewillkommnung? Wie?“

Als König Olof Tryggveson ruhmwürdigen Andenkens incognito die schöne Königin Gyda — wie wir in der Heims Kringla lesen — besuchte, seinen Mantel abwarf und sich in seiner wahren königlichen Gestalt zeigte, kann er kaum größere Sensation erregt haben, als der vermeintliche Gesell durch dasselbe Manöver hier erregte.

„Jarl Herkules! Der Baumeister!“ rief Göthilda erstaunt, erschrocken, heiter, zornig, gutmüthig, geärgert und erfreut zu gleicher Zeit aus. Und Jarl, der Baumeister, lachte nun so herzlich, schüttelte Göthildens Hand, küßte ihre Wangen und war so brüderlich, freundlich, angenehm und herzlich, daß es rein unmöglich war, nicht Gefallen an ihm zu finden. „Le diamant brute“ hatte eine gewisse Façon des „diamant taillé“ erhalten, welche Göthilda auf den ersten Blick sehr wohl bemerkte.

Bald war die Rückkehr des jungen Verwandten Allen im Hause bekannt und bald darnach wurde der

neue Ankömmling von seinen Verwandten und Freunden umringt.

„Aber ich komme nicht allein,“ sprach er zu ihnen, „ich bringe einen Begleiter mit mir, einen Gesellen, der sich eben so wenig wie ich abspeisen läßt, das könnt Ihr glauben, und der in seinem Reisesack Etwas führt, das Wunderdinge thun wird. Ihr werdet erstaunen. Er wird noch heute hierher kommen — aber seht — da haben wir ihn!“

Und in der geöffneten Thür erschien eine feine zierliche Gestalt, deren Gesicht Gutmüthigkeit und Lebhaftigkeit im ungewöhnlichen Grade ausdrückte.

„Ludovico!“ rief Hedwig mit einem Ton, der ihren Zuhörern durch Mark und Bein drang. Hoffnung und Freude zitterte darin.

Und Hoffnung, unaussprechliche, innige, ängstliche Hoffnung lag in dem Blick, mit dem sich Hedwig dem Eintretenden näherte, seine Hand zwischen ihre Hände nahm und sprach:

„Du bringst Hülfe! Du bringst Rettung!“

„Ja, so Gott will, bringe ich Hülfe! Ja, ich hoffe es!“ entgegnete Ludovico.

Hedwig faltete ihre Hände. Sie zitterte heftig und ihre Augen glänzten fast wild in ihrem bleichen Gesicht. Sie war nahe daran zu erliegen. Diese Freude war zu groß und kam zu schnell.

Bei der ersten Nachricht, welche Hedwig von Augustins Krankheit erhielt, hatte sie an ihren abwesenden Freund geschrieben. Ihr Brief hatte denselben in Smyrna getroffen, wo er sich damit beschäftigte, den reichen Schatz von wohlthätigen heilkräftigen Kräutern, die er im Morgenland gesammelt und an denen er mehrere bisher unbekannte und verborgene Heilkräfte entdeckt hatte, zu ordnen und einzupacken.

Es gibt menschliche Seelen, die ich Blumenseelen nennen möchte. Diese haben eine eigenthümliche Milde

und eine einnehmende Schönheit. Harmlos und vertrauensvoll saugen sie in der besten Absicht die Strahlen der Sonne ein und suchen der Welt das Licht und die Wärme, welche sie daraus gewonnen haben, zurückzugeben. Sie sind Sonnenanbeter in der schönsten Bedeutung des Wortes. Wenn eine solche Menschenseele sich an die Natur wendet und mit liebevollem Blick in deren Tiefen forscht, dann öffnen sich diese letzteren, dann duften die Blumen, dann erschließen Bäume und Kräuter die Geheimnisse ihres Lebens, wie für keinen Andern.

Ludovico — Professor Ludovico — hatte eine solche Seele. Schon frühzeitig war Flora seine Geliebte, seine Braut gewesen und hatte ihn ihrerseits auch geliebt. Und auf seine menschenfreundlichen Forschungen nach schmerzlosen Heilmitteln, um die Schmerzen zu mildern, die keine Kunst heilen kann, hatte sie ihm manche erfreuliche Antwort gegeben. Und unter den neuen wohlthätigen Heilmitteln, die Ludovico im Morgenland gefunden und anwendbar gemacht hatte, war gerade eines gegen die grausame Krankheit, welche Augustins Leben bedrohte.

Hedwigs Brief beschleunigte seine Rückkehr ins Vaterland nicht wenig. Er brannte vor Sehnsucht, sein Heilmittel anzuwenden, so lange es noch Zeit war, vor Sehnsucht, den Bruder seiner geliebten Hedwig zu retten. Und eine solche Sehnsucht hat keine unbedeutende Triebkraft.

Ludovico kam und sah, daß es noch Zeit war!

Noch konnte das heilsame Mittel angewendet werden, das im Stande war, dem Theuern Gesundheit und Leben ohne Gefahr und ohne große Schmerzen zurückzugeben, wenn es anschlug.

Augustins beide Aerzte wurden herbeigerufen und um Rath gefragt. Der Eine rieth ab und verwarf „den chimärischen charlatanischen Versuch" gänzlich. Er bestand auf der Operation. Der Andere war dafür,

das milde Mittel vor dem äußersten Mittel zu versuchen, da es nicht schaden, möglicher Weise aber helfen könne.

Augustin selbst war vom ersten Augenblick an entschlossen, Ludovico's Mittel zu versuchen. Und wenn er selbst auch nicht daran geglaubt hätte, er würde es Hedwigs halber gethan haben.

Das Mittel wurde angewendet und — schlug an.

Nach wenigen Wochen ließ sich seine wohlthätige Wirkung verspüren; nach einigen Monaten war Augustins Zustand so verändert, daß man die Zeit voraussagen konnte, in welcher seine Krankheit vollständig gehoben sein mußte.

Und wie wir zuweilen eine dunkle, drohende Wolke sich auflösen und in dem klaren Blau des Himmels allmälig verschwinden sehen, so verschwand und löste sich Augustins drohende Gefahr auf.

Noch lange dauerte jedoch seine Schlaflosigkeit während der ersten Stunden der Nacht und, wie früher, saß Hedwig wachend neben dem geliebten Bruder. Aber wie anders, als früher, waren jetzt diese nächtlichen Stunden! Wie süß war es für Hedwig, Augustin in jeder halben Stunde den Heiltrank nehmen zu sehen, der einen Theil des Ludovico'schen Mittels bildete! Wie angenehm waren ihre Gefühle, wenn sie stickend oder nähend neben ihrem Bruder saß, während dieser las oder schrieb! Und wie frisch und schnell ging nun Augustin die Arbeit von statten! Noch nie hatte er sich so belebt, so klar und so kräftig, wie in dieser Zeit gefühlt.

In einer Nacht reichte er Hedwig sein Tagebuch hin, in welches er so eben einige Worte geschrieben hatte — dasselbe blaue Buch, in welchem Hedwig vor einem halben Jahr die Voraussicht seines Todes gelesen hatte. Jetzt las sie darin:

„Mit jedem Tage fühle ich Gesundheit und Kräfte mehr zurückkehren. Und selige Gedanken kehren bei

mir ein. — Mein überstandenes Uebel hat blos einen Eindruck in mir zurückgelassen, den der Dankbarkeit, auch für Leiden. Wenn die Alten das Unglück heilig nannten, weil es das Herz veredelt, so hatten sie Recht. Das sehe ich jetzt deutlich ein. Und es veredelt nicht blos das Herz, sondern erhöht auch die Freude und den Genuß des Lebens. Es ist ein großer Reichthum, es ist eine Kraft, die das Gemüth in die Tiefen des Lebens führt und die Intensität, es ist eine entwickelnde Macht."

Ich bin durch einen glühenden Ofen gegangen und nun gerettet. Und nun, meine Freunde, meine geliebte Hedwig, helft mir recht dafür danken!

Das Fest der Danksagung.

Gibt es wol ein süßeres, erhebenderes, stärkenderes, beglückenderes und himmlischeres Gefühl, als das der wahren Dankbarkeit?

Die Cherubim wissen es wol in ihrer Heimat, wo sie dem Ewigen ewige Lobgesänge singen. Auch wir, auf unserer kleinen, niedrigen Erde wissen es und fühlen es, wenn sich unsere Sorgen aufhellen, wenn sich unsere Lasten erleichtern, wenn Alles um uns her hell und leicht wird.

Aus dem Innersten der Geschichte, durch den Lauf von achtzehn Jahrhunderten glänzt uns unter dem Schatten der Palmen Bethaniens ein Bild davon entgegen. Es ist in dem Hause der Geschwister, in welchem sich der höchste Gast der Erde gern aufzuhalten pflegte. Eine glückliche Schwester gießt über das Haupt des Retters ihres Bruders einen Balsam aus, dessen Geruch „das ganze Haus erfüllt", das Haus, aus welchem der Tod gewichen war. Des Lebens herrlichster Sonnenschein ruht darauf. Glückwünschende, dankbare Freunde umgeben die Glücklichen. Ein Bild voll Licht!

Und hier, unter den Birken am Mälarsee, begegnet uns ein ähnliches Gemälde!

Auch hier ist ein Haus der Geschwister, ein geret-

teter Bruder, eine liebende, glückliche Schwester, ergebene, dankbare Freunde. Und fröhlich rauschen die Birken um das Geschwisterhaus, fröhlich sausen die Winde, fröhlich tanzen die blauen Wogen, prächtig glänzt die Sonne an einem schönen Septembertage, als ob sie mit den guten glücklichen Menschen sympathisire.

Denn in Björkö wurde an diesem Tag ein Fest begangen und in diesem Fest laufen mehrere andere Feste zusammen, wie die Bäche des Frühlings sich in einen großen Fluß vereinigen.

Aber wie sollen wir über alle diese großen und kleinen Feste Rechenschaft geben und dabei Allen Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Wir müssen mit dem Anfang beginnen und den Tag beim Schnabel, d. h. bei der Morgenstunde angreifen.

Warum eilt Eli beim Aufgang der Sonne hinaus in den Garten, warum wirft er sich nieder ins Gras und küßt die Blumen, warum springt er wieder auf und blickt den Himmel an, als ob er ihn umarmen wollte, warum sieht er sich mit so glänzenden strahlenden Blicken auf der Erde um, auf der die von Thautropfen und Sonnengold schimmernden Fäden der Marienseide umherschweben und sich an Bäume und Gebüsche hängen, als wollten sie ein Gewebe zur Hochzeit der Elfenkönigin spinnen? Warum trinkt er die Morgenluft, das Sonnenlicht, den Blumenduft mit vollen Zügen, schlägt die Hände zusammen, jubelt laut und beträgt sich wie ein Berauschter? — Der Jüngling ist trunken von Wonne und Glück. Er soll Myrthe schneiden, er soll Blumen pflücken zur Hochzeit seiner Schwester. Ja, so ist es! Die kleine Karin soll heute mit Ifvar getraut werden.

Der Jüngling hatte es lange nicht geglaubt. Aber nun ist es doch der Fall. Und der Gedanke an das Glück seiner Schwester, die frohe Aussicht für seine eigene Zukunft, das Gefühl der göttlichen und der menschlichen

Güte — es war zu viel für ihn, es überwältigte ihn, es trieb ihn hin und her. Er glaubte kaum, daß er dieses Uebermaß des Glücks überleben könnte. Und vielleicht rettete Louise dadurch sein Leben, daß sie hinunter in den Garten kam, ihre stürmische Freude mit der seinigen vermischte und ihn auszankte, weil er mit der Myrthe so lange außenblieb.

Oben im Saal sitzt Schwester Hedwig mit der treuen Maja. Beide flechten Kränze für die Bräute. Ja, denn es handelt sich um mehr als eine Braut. Und Maja singt lustige Lieder und spricht von der Hochzeit, vom schönen Wetter, von den Bräuten, von den Myrthenkränzen und von „Herrn Augustin," spricht, lacht und weint abwechselnd durcheinander.

Im Hause der Geschwister ist noch Alles ruhig; lieblich und leise rauschen die Birken um das Haus. Aber weiter entfernt vom Hause ist viel Lärm. Dort auf der Ebene, an den bewaldeten Hügeln, wird der Wald ausgerodet, Bauholz gefällt und behauen, werden Steine in großen Massen aufgeschichtet und Gebäude begonnen. Und seht, dort steht schon ein großes Gebäude fertig bis zum Dach und auf dem höchsten Giebel hängt ein großer, großer Kranz von Laub, Sonnenrosen und Dahlien, der weithin leuchtet und weithin verkündet, daß die Bauleute nun nach alter schwedischer Sitte ein Fest mit Reden, Toasten, Musik und Tanz zu Ehren des neuen Hauses haben werden.

Ihr seht also, das „neue Birka" ist in vollem Wachsen. Bruder, der prächtige, praktische, tüchtige Bruder, treibt an und arbeitet, als ob er sechs Arme hätte. Es ist das neue Schulhaus, was wir aufgerichtet sehen!

Wir haben nun bereits drei Veranlassungen zu Festen oder drei Feste in einem erwähnt — zwei Hochzeiten und ein Schulhaus. Es gibt aber noch eine vierte Veranlassung, deren verborgene Ader tief und warm aus dankerfülltem Herzen quillt und in einer äußern Fest-

lichkeit ihren Ausweg sucht. Und endlich gibt es noch eine Veranlassung, die wir vor der Hand unerwähnt lassen wollen!

In Amerika wird jährlich ein Fest gefeiert, welches das Fest der Danksagung genannt wird. Es fällt im Herbst nach der Ernte. Dann versammeln sich die Familien, um die besten Gaben der Erde gemeinschaftlich zu genießen und dem Geber zu danken.

Diese Volkssitte ist schön und sollte von allen Völkern angenommen werden! Es ist schön, nach der Ernte, wenn die Erde sich ihres ganzen Reichthums entkleidet hat, um ihre Kinder damit zu nähren, zu bekleiden, zu erfreuen, ein solches Fest zur Vollendung des Jahres zu feiern.

Und dieser Gedanke lebte auch in dem großen Fest, das an diesem Tag in Björkö gefeiert wurde; denn es war jetzt Herbst, es war September und die Ernte lag in den Scheuern.

Aber der eigentliche innigste Gegenstand des Festes war Augustin. Es war seine Wiedergenesung zum Leben und zur Gesundheit, welche seine Geschwister feiern wollten. Und da er oben an in der Liebe Aller stand, da er Begründer der „Zukunftspläne" war, auf welche jetzt so viele Menschen die Hoffnung und Freude ihrer Zukunft stützten, so hatte man seinen Geburtstag als Vereinigungspunkt für die übrigen mehrfachen Festlichkeiten gewählt.

Augustin wußte, daß er die eigentliche innerste Ursache des Festes war; aber er bat seine Geschwister, ihm diesen Platz incognito zu lassen, und versprach dafür, desto wirksamer und thätiger dafür zu sein, daß Alles gehörig gefeiert würde, was zu feiern war. Und dies, wie schon erwähnt, war nicht wenig, und man hatte schon seit einer Woche Vorbereitungen dazu gemacht.

Der Mutterbruder Herkules hatte gewisse geheime Veranstaltungen oben auf dem Donnersberg getroffen,

von denen Niemand wußte, außer Junker Jarl, den er zu seinem Adjutanten gemacht hatte. Göthilda scherzte über die „Zusammenkünfte" des Mutterbruders Herkules mit der Donnersbergsfrau und weissagte daraus Unglück. Jarl aber nahm die geheimnißvollste, wichtigste Miene gegen sie an, wenn er im Laufe des Tages mit ihr zusammentraf.

Aber Göthilda selbst hatte an diesem Tage zu viel zu thun, um neugierig oder ärgerlich zu werden. Es sollte in Björkö ein großes Fest für die Herrschaft und für die sämmtlichen Handwerker ausgerichtet werden und es war also für die Schwestern mit Einschluß von Louise und Maja nicht wenig zu thun, um zwei große Tafeln gehörig zu besetzen und ungefähr zweihundert Menschen zu sättigen.

Die mütterliche Schwester Hedwig war frei von diesen Marthabekümmernissen, durfte in Ruhe ihre Pflegetöchter pflegen und ordnete das Innere der Festlichkeiten.

Wir verfügen uns sofort an den Mittagstisch. Er strahlt von Blumen und zeigt in seiner Mitte eine große Blumen- und Confectplatte von Göthildens Zusammensetzung, die den Lustgarten des Glücks vorstellen soll.

Am oberen Ende des Tisches sitzt der General Herkules, prächtig, in voller Uniform, mit allen seinen Orden geschmückt, in deren Mitte der Nordsternorden mit Brillanten glänzt. An jeder Seite von ihm sitzt eine junge blühende Frau in geschmackvollem Anzug. Die eine derselben — an seiner rechten Seite — sieht chinesisch aus; so behauptet wenigstens Göthilda. Sie ist auch in Canton geboren, aber von englischen, vermögenden Eltern. Es ist Ludovico's Gattin, die mit ihm nach Schweden gekommen ist. — Liebe, junge Leserin, vergib! Ich weiß, Du dachtest, es sollte anders werden. Aber ich kann Dir nicht helfen. Und Schwester Hedwig hält sehr viel von der jungen Frau und hat ihr

versprochen, sie mit der schwedischen Haushaltung und den schwedischen Sitten bekannt zu machen. Göthilda dagegen ist ganz erpicht auf ein chinesisches Mittagsessen, denn die junge Frau hat versprochen, nächstens der ganzen Familie ein Mittagsessen mit chinesischen Gerichten, nach chinesischer Zubereitung zu geben, das nach chinesischer Weise und mit Begleitung chinesischer Musik eingenommen werden soll.

Die junge Frau zur linken Seite des Generals ist sehr hübsch. Sie trägt ein allerliebstes kleines Häubchen mit Röschen und rosenrothem Band und sieht so recht wie eine schwedische junge Frau aus. Es ist Bruders junge Frau Seraphina. Junge Leserin, vergib abermals, daß ich von dieser Hochzeit nichts erwähnt, sondern dieselbe ganz im Stillen habe vorübergehen lassen! Das junge Weibchen sieht sehr glücklich aus, obwol sie mit einiger Schüchternheit und Verlegenheit den Blicken auswich, die der General Herkules von Zeit zu Zeit auf sie richtete, als wenn er prüfen wollte, ob auch „Kern" in ihr wäre. Von der Bleichsucht ist keine Rede mehr; das ist augenscheinlich. Sie erröthet wie eine Rose und wetteifert an Farbe mit den Rosen auf ihrem Häubchen. Um sich Muth zu machen, sieht sie ihren Mann an, dessen sicheres, freundliches Aussehen etwas Herzstärkendes hat. Und das ist der jungen Frau nöthig, denn der Mutterbruder Herkules fängt an, sie vor seinen Augen Gnade finden zu lassen und zu denken, daß doch am Ende mehr, als er geglaubt, in ihr stecken könne und daß sie vielleicht nicht mit lauter „Romanenzeug" vollgepfropft sei. Es fiel ihm ein, sich mittelst einer Probe davon zu überzeugen. Und diese Probe bestand darin, daß er ein Wasserglas ergriff und hastig — ja, der garstige Alte — es hastig über den Kopf der jungen Frau, über die pariser Haube, über die Röschen und Alles ausgoß! Bei dieser unerwarteten Wasserprobe sah die junge Frau ihren Mann mit einem

schnellen Blick an. Er nickte ihr zu und lächelte. Und in Folge einer hastigen, glücklichen Eingebung ergriff sie die Wasserflasche und goß sie dem Mutterbruder Herkules über den Kopf.

Der General war ganz entzückt.

„Bravo!“ rief er, sprang auf, schüttelte sich, hob die junge Frau, die ebenfalls lachte und ihren nassen Kopf abschüttelte, in die Höhe und küßte sie auf die Stirn.

„Das ist ja ein verteufeltes kleines Ding!“ schrie er. „Konnte man sich so etwas von ihr denken? Da muß der Teufel darin sitzen, Bruder! Du hast Dir eine richtige Frau genommen! Sie läßt sich bei meiner Seele nicht cujoniren! Ich habe Respect vor ihr gekriegt. Nimm Dich in Acht, Du! Sie hat Kern in sich, tausend Sapperment!“

Und nun erhob der General seine Stimme vor allen Anwesenden und schlug vor, auf das Wohl der Neuvermählten zu trinken. Dann folgte ein Toast für das neue Brautpaar Ifvar und Karin. Sie war so schön, die junge Braut, und sah so glücklich aus, als sie sich bedankte. Eli, der ihr gerade gegenüber saß, konnte seine Bewegung kaum bergen. Louise konnte sich durchaus nicht beherrschen. Sie steckte deshalb den Kopf nur eine halbe Minute durch die Thür, sah „die kleine Karin“ im Brautstaat neben ihrem entzückten Bräutigam sitzen und eilte dann laut weinend hinunter in die Küche, wo ihre Aufregung nur dadurch gestillt werden konnte, daß sie ein Crême bewachen mußte, welches im Kochen war und überzulaufen drohte.

Unter den Gästen an der hochzeitlichen Tafel bemerken wir eine Person, die nicht so vollständig Theil an der allgemeinen Freude nimmt wie die Andern. Es ist Gerda. Sie ist zwar heiter, die gute, warmherzige Schwester; aber es sieht aus, als ob ihr Geist zuweilen abwesend wäre und als ob sich dann und wann Thränen

aus ihren Augen hervordrängen wollten, die nicht Freudenthränen wären. Wo sind denn ihre Gedanken? — Bei Dem, der allein aus dem Kreis der Geschwister ausgeschlossen ist, weniger durch seine noch nicht gänzlich beseitigte Kränklichkeit, als durch einen Anfall von schwermüthigem Eigensinn, den Gerda nicht zu besiegen vermocht hatte. Floh ihr Geist aus dem bunten fröhlichen Gewimmel des Festes zu seinem düstern, stillen Gemach? Wunderbar, aber möglich, und für mich sehr wahrscheinlich!

Augustin und Hedwig bemerkten Gerda's zerstreute Blicke und machten sich durch einen bedeutungsvollen Blick darauf aufmerksam. Allein Gerda wurde sehr bald aus ihren wachen Träumen gerissen, indem sie ein Lied zu Ehren des Fests vortragen mußte. Und das war ein fröhliches und inniges Lied und wurde aus vollen Herzen und mit donnernden Stimmen im Chor gesungen.

Hernach las Onkel Urbanus ein Poëm vor, in welchem die Namen der meisten Hochzeitsgäste, namentlich der Hauptpersonen, auf eine mehr oder weniger gelungene Weise figurirten. Der Mutterbruder Herkules spielte darin eine humoristische Rolle und der Onkel Urbanus selbst krönte das Werk durch eine wahrhaft geniale Anspielung auf seinen Namen Myrthenblad. Im Ganzen machte das Poëm wirklich Glück und erntete Beifall, den meisten von dem Verfasser selbst, obwol derselbe häufig einen gespannten, halb mahnenden Blick auf die Kadetten warf, in denen er ein paar geheime Recensenten vermuthen mochte und die durch ihre Beförderung ihre frühere Lachlust keineswegs verloren hatten.

Augustin beschleunigte das Mittagessen, das der Mutterbruder Herkules außerdem durch Gesänge und Toaste bis zum Abend verlängert haben würde. Er wollte der Gesellschaft als Nachtisch einen geistigen Genuß verschaffen. Sobald man vom Tisch aufgestanden war, führte er seine Gäste hinunter in den Park und

zwar in ein daselbst aufgeführtes neues Gebäude im gothischen Geschmack, von hohen Eschen umgeben.

Es war der Nornensaal.

In diesem Saal, von oben herab beleuchtet, stand Lagertha's Nornengruppe mit den Schwänen. Vor derselben plätscherte der Strahl einer frischen eisenhaltigen Quelle. Die schöne Gruppe spiegelte sich in dem krystallhellen Bassin und machte einen großartigen Eindruck.

Augustin, der außer den Gästen noch eine Menge Arbeiter des Neubaues versammelt hatte, richtete deren Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gestalten und Ausdrucksweisen der Nornen, auf das feurige, begeisterte Leben bei Urda, auf die edle starke Kraft bei Verdandi, auf den Frieden des Sieges und auf das Leben der Vollendung bei Skuld, auf den Urdabrunnen, an den Wurzeln des himmlischen Weltbaums sprudelnd, dessen Wasser so heilig war, daß es Alles reinigte und erneute, was hineingetaucht wurde. Seine Worte wurden immer wärmer und beredter, bis ihn Göthilda unterbrach.

„Lieber Augustin," bat sie ihn leise, „laß sie nun das Kunstwerk betrachten, wie sie wollen. Komm' jetzt zu Kaffee und Cigarren, sonst sprichst Du Dich warm und ich fürchte, die Zuhörer werden kalt, schläfrig und gelangweilt. Komm'!"

Augustin verstand die zärtliche Besorgniß der Schwester um seine Gesundheit, lächelte und küßte liebevoll ihre Stirn, fuhr aber fort zu sprechen. Und — Du hattest Unrecht, gute Göthilda — Niemand wurde kalt oder schläfrig oder gelangweilt, Niemand dachte eher an Kaffee und Cigarren, als bis Augustin selbst die Gedanken seiner Gäste in diese Richtung brachte.

Der Kaffee wurde im Nornensaal eingenommen und Göthilda war Kaffeenorne (wie Bruder sie nannte) und spendete den arabischen Trank an die Gäste aus, während die Cigarren ihre blauen wohlriechenden Rauchwölkchen in die Luft wirbelten.

Es war ein herrliches Wetter an diesem Septembertag! Es hätte nicht schöner werden können, wenn man es bestellt hätte. Und unglaublich ist es, wie sehr die Gegenwart der Sonne das Vergnügen eines Festes erhöht, besonders wenn dasselbe, wie hier, zu zwei Dritteln ein ländliches ist. Dazu war die Luft mild und der Wind still wie ein gutes Kind.

Die Tische der Arbeiter waren unter den Bäumen am Seestrand gedeckt, gedeckt für ungefähr anderthalb hundert Gäste. Ihnen galt die Festlichkeit des Abends. Und diese sollte groß und donnernd werden. Es waren drei Tische und einer von ihnen war ein Hochzeitstisch, mit Kränzen von Laub und Blumen behangen. Für welches Brautpaar? — Das werden wir bald sehen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als ein lebhafter und feierlicher Brautmarsch ertönte und ein Brautzug langsam auf blumenbestreutem Wege einem Altar zuschritt, der im Freien unter hohen Bäumen errichtet war, durch deren grüne bewegliche Arkaden der blaue Himmel blickte.

Dieser Altar unter freiem Himmel war Dr. Lunds eigene Veranstaltung. — „Denn," sagte er, „die von Menschenhänden erbaute Kirche ist wol schön und dient zur Verherrlichung Gottes; aber noch besser ist die, welche er selbst gemacht hat, der große Dom, in welchem Sonne, Mond und Sterne und alle Engel auf uns herabblicken."

Und Alle stimmten ihm bei und freuten sich, daß die Trauung im Freien und unter dem hohen hellen Himmelsgewölbe stattfinden sollte.

Dr. Lund stand nun vor dem Altar mit dem Meßbuch in seiner Hand. Seine silberweißen Locken zitterten im Abendwind, sein glänzendes, inniges Auge und sein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht war dem herankommenden Zug entgegengerichtet. Isvar und „die kleine Karin," Stolt und Hanna gingen voran; Braut-

jungfern und Brautführer, Verwandte und Freunde folgten.

Hier, umgeben von guten, liebenden Menschen, von sanften Lüftchen angeweht, wurden die beiden Brautpaare in der Weise getraut, wie sie die schwedische Liturgie vorschreibt. Und über dem Grün der Erde, durch das zitternde Laub der Bäume blickte der blaue Himmel wie segnend herab.

Nach einer kurzen Pause, in der sich der Geistliche zu sammeln schien, erhob er seine gefalteten Hände, seine thränenerfüllten, strahlenden Augen, erhob er seine Stimme zu einer neuen Rede vor den Versammelten. Diese Rede enthielt die Danksagung.

Der alte, warmherzige Lehrer sprach zuerst von der Veranlassung des Festes, von dem geliebten, geretteten Bruder, von den liebenden Herzen, die so eben im Namen des Himmels vereint worden waren, von der menschenfreundlichen bürgerlichen Anstalt, die hier vor Aller Blicken entstand. Dann ergoß er sich in innige Danksagungen für die Gaben der Erde und des Himmels, für alle gute Gedanken und deren Ausführung, für alle Kraft und Güte, für allen heilsamen heiligenden Schmerz, für alle reine Freuden, für Alles, Alles!

Die Neuvermählten, wie alle Anwesende, weihte er zu einem neuen Bund, zu einem Leben voll edler Mühe, zu einem Kampf gegen Eitelkeit, Lüge und Unrecht. Er foderte sie auf, Vikinger in der Welt des Geistes zu werden und dem Beispiel der Vorfahren, aber auf dem Weg des Friedens, mit dem Schwert des Geistes zu folgen.

Dann warf er einen heiteren Sonnenblick auf die schönsten Bestrebungen der Zeit, deren Kind die neue Anstalt sei, wies auf ihre Begründung in dem Wesen des Christenthums hin, rief den Segen des Allmächtigen auf die Versammelten herab und schloß mit den prophetischen Worten:

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen!"

Die untergehende Sonne blickte wie ein großes, göttliches Auge auf die Versammlung herab. Die silberweißen Locken des Sprechers erglänzten von ihrem Gold. Und tief und innig war der Eindruck seiner Worte in Aller Herzen. Alle kleine und kleinliche Gedanken waren in diesem Augenblick vergessen. Man fühlte sich so glücklich in diesen Empfindungen, daß man so lange als möglich darin zu verbleiben wünschte.

Aber die Zeit schritt vorwärts. Die Sonne war untergegangen und auf rosenrothen Wolken im Osten ging der Mond auf und warf sein Licht herab.

An den Tafeln der Arbeiter wurden die Lampen angezündet und zahlreiche Schüsseln mit Speisen aufgetragen. Bald waren alle Plätze mit Gästen besetzt.

Augustin selbst war Wirth am Hochzeitstisch und Meister Dalerin war sein Adjutant. Und hier fehlten weder Poesie noch Prosa, weder Toaste noch Gesänge. Stolt saß stolz mit seiner Hanna im Brautstaat da und Hanna sah sehr hübsch, glücklich und doch demüthig aus.

An dem andern Tisch saßen Ifvar und Bruder als Wirthe, um die Speisen gehörig zu dirigiren und die Bier- und Methkannen recht in Gang zu bringen. Auch sie hatten ihre Adjutanten, welche ihre Stelle einnahmen, wenn sie einmal dahin gingen, wohin sie ihr Herz zog. Ihre jungen Hausfrauen waren bei ihnen und gingen mit gefüllten Methkannen unter den Gästen herum. Göthilda war sehr thätig, füllte die Becher und trank den Gästen zu.

Wo war denn aber der Mutterbruder Herkules inzwischen?

Er war mit seinem Adjutanten und zwei Ordonnanzen (den Kadetten) oben auf dem Donnersberg. Und in demselben Augenblick, in welchem Augustin dem Königspaar Oskar und Josephine ein Lebehoch aus-

brachte und Fanfaren und Hurrahgeschrei darauf antworteten, stieg eine Rakete vom Donnersberg in die Höhe und erhob sich wie eine weiße glänzende Taube über die festliche Menge am Seeufer. Gleich darauf begann die Donnerbergsfrau mit Kanonen — vierundzwanzig Schüsse wurden vom Donnersberg gelöst und von dem Echo in den Bergen ringsum dreifach wiederholt. Drauf erhoben sich auf dem Gipfel des Donnersberges rothe und weiße Feuer und bei deren Beleuchtung erschien der Mutterbruder Herkules in einem Anzug à la Karl der Zwölfte, mit dem Thorshammer in der Hand, sammt seinen drei jungen Begleitern, die mit rothen Schärpen angethan waren und Fackeln trugen, in den Ruinen. Sonnen, Schwärmer, Leuchtkugeln, brennende Namenszüge stiegen nun glänzend und knatternd in die Lüfte und jede neue Explosion wurde vom Seeufer mit einem Hurrahgeschrei erwidert.

Eine Ueberraschung für Alle war es, dieses Schauspiel auf dem Wasser wiederholt zu sehen. Aus mehrern, mit Flaggen geschmückten kleinen Booten, die unbemerkt an die Insel gerudert waren, wurden Kanonenschläge losgelassen und Feuerwerkstücke abgebrannt. Es geschah von einer Gesellschaft Schweden, die von dem Fest in Björkö Kenntniß erhalten hatten und ihre fröhliche Theilnahme daran beweisen wollten. Eine Menge anderer Boote legten rings am Ufer an, mit Bewohnern der Umgegend gefüllt, die von dem großartigen Schauspiel, dem herrlichen Wetter, dem stillen, wunderschönen Abend gelockt worden waren.

Ja, wunderschön war dieser Abend und wurde wo möglich noch schöner, als er in eine helle, stille, laue Nacht überging. Denn als die glänzenden, knatternden, prasselnden Flammen erloschen, da stand der Mond hoch am Himmel, hoch über dem Donnersberg, und lächelte wie ein sanftes, freundliches Mutterantlitz zu den Spielen ihrer Kinder.

„Ich fühle mich so ganz besonders wohl gestimmt heute Abend, ganz außerordentlich vergnügt!" sagte Onkel Urbanus.

Und so fühlten Alle. Es gibt Augenblicke, in denen die Schönheit der Natur dem Menschen allein seine Weihe zu geben vermag.

Der größere Theil der Versammlung hatte sich während des Feuerwerks im Park zerstreut und wanderte in einzelnen Gruppen zu Drei, zu Zwei oder auch allein umher, während Laub, Luft, Wasser um sie herum leise, sanft und innig rauschten und glänzten.

Liebe Leser, wollen auch wir hinaus in den herrlichen Park, in den schönen Mondschein?

Wie das Wasser im See schimmert, wie reizend die Landschaft ist mit ihren geheimnißvollen Schatten und Lichtern, mit ihren laubigen Waldverstecken und offenen Plätzen, in dem sanften Schein der großen Mondnachtlampe!

Dort wandern die Neuvermählten in ihren weißen nebelhaften Schleiern, an der Seite ihrer Gatten, Arm in Arm, Auge in Auge, auf den einsamsten Wegen. Schade, daß sie so leise flüstern, die Liebenden, daß man sie nicht hören kann! Vielleicht sprechen sie auch nicht mit den Lippen, sondern blos mit den Augen! Vielleicht ist es ihnen genug, mit vollen, warmen Herzen, Hand in Hand, neben einander, schweigend, aber mit den Blicken sprechend, in der hellen schönen Nacht zu promeniren! Still! Wir wollen die Glücklichen nicht stören! Eine Stunde des reinsten vollsten Glücks auf Erden ist heilig!

Lasset uns lieber jener einsamen Gestalt folgen, deren Haltung so edel, deren Gang so anmuthig, wenn auch langsam und gedankenvoll ist. Sie entfernt sich von den Glücklichen, sie trennt sich von den Plaudernden und Lachenden, sie sucht die einsamen dunkeln Partien im Park, wo Alles still und düster ist.

Es ist Gerda. Sie denkt an Sigurd. Sie fühlt sich allein und empfindet dies heute Abend mehr als jemals, denn alle Andere sehen so glücklich aus. Ifvar denkt nur an seine junge Gattin. Niemand hier bedarf der Gerda. Und Der, welcher sie bedarf, ist nicht hier. Sigurd und Gerda hatten sich getrennt, aber nicht als Freunde. Es war Etwas zwischen ihnen vorgefallen, was in ihren Verhältnissen zu erwarten stand. Das in Sigurds Herzen nie erloschene, düstere Feuer war wieder hervorgebrochen und sie — hatte es zurückgewiesen und ihn dadurch verletzt. Stolz, aber nicht hart, zog er sich in sich selbst zurück. Aber sie war hart und — floh. Das war vor einigen Tagen geschehen und seitdem hatte sie ihn nicht gesehen. Aber nun that es ihr leid; sie bereute ihre Härte und grämte sich darüber. Weit lieber, als hier unter diesen Freudenfeuern, unter diesen Festlichkeiten, wäre sie daheim bei dem einsamen, düstern Manne gewesen, der im Dunkel sitzt; gern hätte sie sein Zimmer erhellt und seine Seele beruhigt und erheitert. Aber sie ist jetzt weit von ihm und er vielleicht noch weiter von ihr entfernt, denn seine Seele ist durchkältet und verbittert.

Gerda sucht die dunkelsten Schatten, während Sonnen und Sterne vom Donnersberg emporsteigen.

Aber Gerda war nicht allein im Dunkel des Tannenwaldes. Eine männliche Gestalt war mehrere Male um sie herumgegangen, wieder umgekehrt und ihr abermals entgegengekommen, als wenn er sie zu erkennen wünschte. Allein Gerda war ihm ausgewichen und fing zuletzt an, sich vor dem Unbekannten zu fürchten, der tief in einen Mantel gehüllt war und ihr auf dem einsamen Wege auf dem Fuß folgte. Sie entschloß sich daher, umzukehren und die Gesellschaft aufzusuchen.

Sie kehrte um — da stand der Unbekannte plötzlich vor ihr. Gerda blieb stehen.

In diesem Augenblick stieg vom Donnersberg ein

großes blauweißes bengalisches Feuer empor, das seinen hellen Schein auch in diese Waldgegend warf. Und bei diesem Schein erkannten Gerda und Sigurd einander. Sie sahen bei der blauen Beleuchtung wie Gespenster aus. Mit schmerzlicher Freude erkannten sie einander. Sie glichen auferstandenen Todten, die einander im Land der Schatten begegnen.

Gerda sprach zuerst. Ihr weibliches Herz wallte auf.

„O Sigurd! Bist Du es?“ sagte sie und lächelte strahlend, obgleich ihre Augen voll Thränen standen.

„Ich suchte Dich!“ erwiderte er. „Ich habe Dich lange gesucht. Und nun habe ich Dich gefunden!“

Aber er sah nicht heiter aus.

„Ich danke!“ sprach sie und reichte ihm die Hand.

Er gab ihr die seinige nicht. Er sah sie schweigend und düster an. Beide standen einander stumm gegenüber und blickten sich bei dem hell flammenden Schein des Feuers an.

„Du bist blaß, Gerda!“ sagte er endlich und seine Stimme war so sanft wie die eines Kindes.

„Sehe ich blaß? — Das rührt wol von dem weißblauen Feuer her. Und — ich habe an Dich gedacht. Aber Du siehst auch blaß, Sigurd.“

„Ich bin gekommen, um Dir — Lebewohl zu sagen!“

„Lebewohl? — Du willst“ —

„Ich will morgen, ganz früh abreisen — in meine Heimat.“

„Aber Du bist noch nicht ganz wieder hergestellt. Es kann Dir schaden, wenn Du so plötzlich“ —

„Besser, als noch länger hier bleiben! Besser, der Körper leidet, als das Herz. Meine Zukunft ist mir vollkommen gleichgültig. Sie wird schon glücklich genug für mich werden!“

„O Sigurd! Rede nicht so! Sigurd! — Warum? — Warum können wir nicht zusammen leben als Freunde?“

Er antwortete nicht. Sein Blick ruhte mit düsterem Feuer auf ihr. Die flammenden Feuer auf dem Donnersberg waren erloschen. Aber über dem Wald stieg die schöne Nachtlampe des Himmels immer höher empor und übergoß die dunkle Gegend mit ihrem strahlenden Licht.

Gerda fuhr lebhafter fort:

„Glänzt nicht Gottes Klarheit außer uns und in uns? Können wir nicht in ihr vereint sein und zusammenwirken für Das, was gut und schön ist auf Erden? Können wir nicht als Freunde einander die Hand dazu reichen, in friedlichem und vertraulichem Zusammenleben, ungestört von selbstischen Gefühlen? Als Gott das Menschengeschlecht in zwei Hälften schuf — Mann und Weib — wollte er, daß sie beide vereint ihr Leben verbringen sollten. Die eine Hälfte soll die Hülfe der andern sein. Aber ein engeres, beschränkenderes Band gehört nicht unbedingt dazu. Wenigstens für die Meisten nicht! — Es gibt eine höhere Ehe als die gewöhnliche — eine geistige! — O, Sigurd! Können wir einander nicht die Hand zu einer solchen Ehe reichen? — Können wir nicht glücklich zusammen leben als Geschwister, als Freunde, als Engel Gottes im Himmel? Du antwortest nicht — Sigurd?"

„Was soll ich antworten? Lebe wohl, Gerda!"

„Du gehst wirklich? Du willst nicht" —

„Ich möchte Dir gern danken — aber — ich kann es nicht — jetzt nicht! Ich möchte Dich um Verzeihung bitten — aber — das kann ich noch weniger! — Gottes bester Segen komme über Dich, Gerda!"

„Nein. Du darfst nicht so gehen, Sigurd! Du darfst nicht so von mir scheiden. Ich könnte es nicht ertragen!"

„Was willst Du denn? Vorgestern — stießest Du mich von Dir, Gerda!"

„Ach, so stoße Du mich jetzt von Dir! Sei nur

nicht niedergeschlagen. Stoße mich von Dir, Sigurd!" Sie schmiegte sich an ihn und wiederholte: „Verstoße mich, Sigurd!"

Und er — — verstieß sie nicht. Er drückte sie an seine Brust, fest, innig und weinend. Beide weinten. Alle bittere Erinnerungen, alles Trübe und Dunkle der Vergangenheit wurde durch diese Thränen abgewaschen. Ihre Seelen wurden glänzend und rein.

Heilige Quelle,
Urda's Quelle,
Reinigungsquelle,
Verjüngungsquelle!
Laß in uns Allen,
Laß uns Allen
Deine reinen Wogen aufwallen!

Das Feuer auf dem Berge war gänzlich erloschen. Aber das sanfte Licht des Himmels beglänzte die Zwei, die einander so viel zu verzeihen hatten, die so viel Liebe bedurften!

Sigurd richtete sich zuerst aus der innigen Umarmung empor und sagte:

„Dank Dir für diese Stunde! Es wird mir nun weniger bitter werden. Zum letzten Mal — Gerda — einen Kuß! — O, daß wir uns trennen müssen!"

„Warum müssen wir uns denn trennen?"

„Weil ich Dich zu sehr liebe!" rief Sigurd mit Leidenschaft, „weil ich in Deiner Nähe nicht leben kann, nicht leben will, wenn ich Dich nicht geistig und körperlich an meine Brust drücken, wenn ich Dich nicht im Sinne der Menschen wie der Engel mein nennen kann! Du fürchtest Dich vor mir! — O, wäre dies nicht der Fall, so würde ich wagen, Dir zuzurufen: — Vergiß die Vergangenheit! — Es gibt ja Gräber für das geistig Todte und Verwitterte! — Es gibt Abgründe in der Liebe! Laß männliche Liebe sühnen, was männlicher Uebermuth verbrach! O Gerda! O meine Braut! Werde meine Gattin! Laß mich Dir zeigen, daß das Band,

welches Du fürchtest, eine Schwinge höherer Freiheit werden kann! Laß mich Dich lieben, wie ich es jetzt kann und will, und fürchte nichts! Das Schwert, welches früher zwischen uns lag, ist ja zerbrochen. Du selbst hast ein neues Band geknüpft und das darf nicht zerrissen werden. Wir wollen es nicht auflösen, wir wollen es verbessern! — O, Geliebte, vertraue Dich mir an! — Er, dessen Hand uns in dieser Stunde zusammengeführt hat, er, der in die innigste Vereinigung das Mittel zur höchsten Freiheit und zum höchsten Glück legte, er wird Dir lohnen! — Oder bist Du zu stolz, mir Mittel zur Sühnung, zur Ausgleichung zu geben? O, sei es nicht! Sei edel, Gerda, wie Du es stets gewesen bist! Nimm die Hand, die todt war, die Du lebendig gemacht hast, laß mich mit Dir zu Deinen Brüdern und Schwestern gehen und sie bitten, mich als Deinen Gatten in ihren Bund aufzunehmen! — Gerda — theures, geliebtes Wesen — fürchtest Du Dich noch immer vor mir?"

„Da erhielt der Frost Leben von der Wärme," sagt ein altes nordisches Schöpfungslied.

Und so geschah es auch hier!

Gerda war keine kalte Natur. Das wissen wir, die wir sie kennen, recht gut. Aber in Folge von Sigurds früherem Benehmen gegen sie war etwas in ihr zu Eis erstarrt und Eis geblieben. Dieses Etwas thaute jetzt auf und Gerda empfing neues Leben von dem schönen Feuer, das jetzt sein ganzes Wesen durchglühte und sich in das seinige ergoß. Ob sie an ihr eigenes Glück, an ihre eigene Befriedigung dachte, das weiß ich nicht; aber ich glaube es nicht, ich glaube nicht, daß sie in dieser Stunde an sich selbst dachte. Allein sie dachte und fühlte etwas Großes und Göttliches, indem sie jetzt Sigurd ihre Hand reichte und offenherzig und zärtlich zu ihm sagte:

„Nein, Sigurd. Ich fürchte mich nicht mehr vor Dir. Es werde, wie Du willst!"

Und sie nahm seine Hand und drückte sie innig in die ihrige. Und Mann und Weib standen herrlich einander gegenüber, Auge in Auge, Hand in Hand, wie ihres Gleichen, wie Gatten unter dem Licht des Himmels. So gingen sie zu ihren Brüdern und Schwestern.

Die Bejahrteren in der Gesellschaft hatten inzwischen im Hause eine Atmosphäre aufgesucht, die weniger günstig für Husten und Schnupfen war als der romantische Mondscheinabend im Freien. Sie saßen also drinnen, der General Herkules auch, gähnten und langweilten sich einigermaßen; denn die Lebensgeister hatten nun angefangen, sich ein wenig herabzustimmen.

Es war daher eine sehr willkommene, aufregende Erscheinung, als plötzlich eine phantastisch gekleidete Figur in einer blauen Contusche, mit einer gelben Mütze und mit einem Stab in der Hand in die Thür trat und sich erbot, den „Herrschaften wahrzusagen". Die Wahrsagerin, welche ganz zigeunermäßig aussah und ein Paar große, schwarze, glänzende Augen hatte, wurde mit großem Vergnügen empfangen. Man beeilte sich, sie mitten ins Zimmer zu führen und wies ihr einen passenden Platz an einem Tisch an, an welchem sie ihre Karten bequem auslegen konnte.

Die Sybille sah sich mit ihren großen dunkeln Augen ernsthaft um und ließ sich durch den Ausruf des Generals Herkules: „Nein, der Teufel! Das ist ja mein kleiner Lieblingsaffe! So eine Wetterhexe!" nicht im mindesten stören. Sie mischte schweigend ihre Karten, blies in dieselben, während sie einige geheimnißvolle Worte aussprach, und legte dann die einzelnen Blätter mit großer Aufmerksamkeit vor sich hin. Darauf nahm sie unter tiefem Schweigen der Uebrigen das Wort und sprach:

„Eure Gesellschaft wird das Muster einer Gesellschaft werden. Sie wird auf jede Weise blühen und wachsen, sie wird immer mehr Wohnungen und immer mehr Einwohner erhalten. Unter den letzteren werden auch die jungen Pfefferkorns sein, die schon drei Monate nach der großen Hochzeit bonis cedirten und hier einen neuen Wohnort, in einem neuen Geist und mit besserem Glück begründen wollen.

Augustins und Hedwigs größte Beschwerde wird darin bestehen, daß sie die kleinen Mitbürger und Mitbürgerinnen aus der Taufe heben müssen, die in der Gesellschaft geboren werden; denn die Väter und Mütter werden glauben, daß ihre Kinder außerdem keine gute Mitglieder der Gesellschaft werden können. Beide leben übrigens als Patriarchen unter Kindern und Kindeskindern. Sie sind der Richter und die Richterin in Israel und man sieht sie noch im späten Alter zusammen die Wohnungen der Arbeiter besuchen oder auf ihrer Hausbank im Schatten der Birken sitzen und von den Leuten begrüßt und um Rath gefragt werden. Und je älter sie werden, desto schöner und lichter werden sie, so daß alle andere Gesichter im Widerschein der ihrigen erglänzen. Sie nehmen zu an Alter und Weisheit.

Ifvar wird — Publicist. Er gibt eine große Zeitschrift heraus, welche die Lehren und Grundsätze der neuen Gesellschaft weit umher verbreiten wird. Seine Gattin ist seine Mitarbeiterin. In Gemeinschaft werden beide nach dem Buch der Weisheit die wichtige Lehre von einer gemeinschaftlichen Erziehung für alle Mitglieder der Gesellschaft bis zu einem gewissen Alter entwickeln und anwenden, damit alle Menschen ziemlich gleiche „Chancen" zu Glück und Erfolgen, ein Jeder nach seinen Anlagen, für sich hätten. Das ist der Communismus, den die Zeit fodert.

Gerda wird die Mitglieder der Gesellschaft in Har-

monie und Melodie weit vorwärts bringen und erfindet ein neues Instrument, welches „Concordium" genannt werden wird. Und mit ihrem ausgewählten Gatten geht sie fortwährend auf eine Weise um, die Engel und Menschen in Erstaunen setzt.

Bruder und seine cara sposa bevölkern die Welt. Alle ihre Kinder werden dem Vater und der Mutter ähnlich, auch den Onkeln und Tanten. Und die Bewohner der Colonie sagen, es könne nie genug oder gar zu viel von dieser trefflichen Familie geben.

Uno wird Prediger der Gesellschaft, predigt gewaltig und bekehrt viele Heiden. Sein Sohn, unter der Anleitung seines Vater und seiner tugendsamen Tante Göthilda Tüchtig, nimmt sich vor, einen Garten, der früher im Lande Mesopotamien lag und das Paradies genannt wurde, mitten unter die Colonie zu verpflanzen, wo Wölfe und Schafe sich küssen, Hunde und Katzen freundschaftlich mit einander spielen und Adams Söhne und Töchter nicht den geringsten Appetit nach der verbotenen Frucht verspüren.

Der Baumeister ist nahe daran, seine zärtliche Gattin durch einen Dachstuhl todtzuschlagen, der auf sie stürzt und ihm selbst ein Bein zerschlagen wird. Wenn sie beide diese Gefahr überstehen, so werden sie viele Jahre leben und sehr glücklich werden.

Göthilda kämpft wacker mit ihrem Schicksal, aber sie fällt endlich als Opfer unter den Schlägen desselben und wird tief betrauert und sehr vermißt von ihren Freunden und von den Küchlein und Ferkeln der Colonie. Es wird ihr ein Denkmal mit der Aufschrift errichtet:

„Das Schicksal ward ihr Herr."

David nimmt an dem Kampf gegen den Goliath und die Philister der Zeit kräftig Theil, erreicht einen hohen Rang in der Gesellschaft und lebt lange glücklich, friedlich und von Freunden umgeben.

Mina, glücklicher als die selige Frau Penelope auf

der Insel Ithaka, hat nicht nöthig, Trauer um ihre Freier anzulegen, denn keiner von ihnen bringt sich um oder wird von einem wahnsinnigen Ulysses umgebracht. Sie wird noch bedeutend glücklicher als die Königin von Ithaka, denn ihre Vorrathskammern werden nie leer, so reichlich sie auch Geschenke aus denselben macht. Als „Schwester der Schwesterlosen" genießt sie auf allen Seiten hohe Achtung und Liebe und breitet die neue Lehre von dem Segen des Reichthums nach Kräften aus."

„Viele Hochzeiten stehen in Aussicht. Körbe und gebrochene Herzen sind nicht zu befürchten. Bruders sieben Söhne gehen zuerst auf Freiersfüßen — allesammt Koburg'sche Prinzen, was das Glück im Heirathen anlangt!

Onkel Urbanus und Meister Dalerin werden kaum alle Hochzeitsgedichte verfertigen können und der Erstere freut sich ordentlich, dadurch einen kleinen Ruhm zu erwerben und in Europa und Amerika bekannt zu werden.

Das Inselfräulein Lagertha reist, um ihre liebe Jugendheimat Island zu besuchen. Hekla und Krabbla freuen sich dermaßen darüber, daß sie einen Ausbruch erregen und eine Menge Feuer und Asche von sich werfen, dadurch aber unser Fräulein so erschrecken, daß sie schleunigst davonfährt, nie wieder dahin zurückkehrt und sich in der neuen Colonie niederläßt, welche sie durch ein Götterbild nach dem andern verschönert.

Die jungen Vaterlandsvertheidiger Nr. 31 und 32 marschiren aus" — —

Aber hier unterbrach Bruder den Redefluß der Sibylle und flüsterte ihr zu:

„Und der Mutterbruder Herkules, Göthilda! Du hast seinen Platz in der Colonie ganz vergessen!"

„Ja, das ist wahr!" versetzte Göthilda erröthend, „aber — — ich hebe das Beste bis zuletzt auf!"

„Mache Dir keine Beschwerde, mein gutes Mädchen!" sagte der General, der ein besonders feines Gehör hatte und in ihrer Nähe stand. „Ich selbst will schon für mich sorgen. Baut ihr und wohnt ihr, wo ihr wollt in Eurer neuen Colonie; ich halte mich an Suecia antiqua und will dort meinen Platz wählen."

Dies sagte der General mit gutmüthiger Heiterkeit, indem er das große Dahlberg'sche Werk aufschlug, das neben Göthildens Karten auf dem Tisch lag.

Das Blatt, welches er aufschlug, zeigte das Innere eines mit Fahnen, Helmen und Schwertern geschmückten Grabmals.

Das Gesicht des Generals nahm bei diesem Anblick plötzlich einen ernsten Ausdruck an. Und Alle, die das aufgeschlagene Blatt sahen und die Worte des Generals gehört hatten, fühlten sich unangenehm überrascht.

Göthilda erblaßte und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Der General stand eine Weile still da und betrachtete das Blatt mit dem Grabgewölbe, indem sich sein ernster Gesichtsausdruck in ein sanftes Lächeln verklärte.

„Nun ja, warum nicht?" sprach er endlich. „Dieser Platz ist eben so gut, ja, besser als jeder andere, wenn man in gewisse Jahre kommt. — — Nein! Nicht so, meine gute Götha, mein braver, kleiner Gesell!" fuhr er mit innigem Ausdruck fort, indem er seine Hand auf Göthildens Augen legte, die feucht und warm wie thauige Sommernächte auf ihn gerichtet waren. „Nein, mein Kind! Man darf nicht über die Alten weinen, welche sterben, sondern nur über die Alten, welche sich selbst überleben! Den Tod fürchte ich nicht. Wohl aber ein langsames Sterben, ein langwieriges Krankenlager

mit Krankenwärterinnen und Doctoren — Gott möge mich davor bewahren! — Nein, wie der große König Karl, so ist es gut und schön zu sterben! Er hatte einen schönen Tod, er starb wie er gelebt hatte, das Gesicht gegen den Feind gerichtet, Kanonen, Wälle und Thürme vor sich, zum Angriff bereit, wach, frisch und munter, mitten in kalter Winternacht, die Brust der Gefahr entgegen, das Haupt hoch erhoben. So kam die Kugel — da senkte er sein Haupt. Es war Gottes Wille. So starb König Karl. So starb auch der andere, unser Gustav Adolph der Große. So sollte jeder brave Soldat sterben!

Man spricht von einer Vorbereitung! — Aber Niemand wird sich gehörig zum Tod vorbereiten, wenn er es nicht an jedem Tage seines Lebens thut. Das gehört sich für jeden Menschen. Ja, Kinder, wenn ich es verdiente — so möchte ich unsern Herrgott um einen schnellen Tod bitten! Nur kein langes Krankenlager, mir selbst und Anderen zur Plage. Soll es einmal fortgehen, so mag es Eins, Zwei, Drei geschehen! Wahrhaftig! Er mag mich dann commandiren, wohin er will!“

„Hört, Kinder!“ sagte Göthilda mit verhaltenem Schluchzen, indem sie sich unter ihre Geschwister zurückzog. „Auf den Sonntag über acht Tage ist des Mutterbruders Geburtstag. Da müssen wir ein Fest für ihn allein haben. Bei dieser Gelegenheit müssen wir ihm eine recht ordentliche Freude machen und etwas recht Lustiges ausdenken. Ich habe meine Gedanken — wir wollen schon weiter darüber sprechen! Das garstige Wahrsagercostüm hier macht mich ganz confus!“

Sie warf diesen Anzug mit Heftigkeit von sich.

„Das wird ein wahres Meer von Festen!“ sagte Bruder. „Zuerst das Fest dieses Tages, welches das Mutterfest genannt werden könnte; dann das Bewillkommnungsbier, das unsere lieben Geschwister nach alter

Sitte bestehen müssen und das wir nachträglich feiern wollen; hierauf der Geburtstag des Mutterbruders und endlich das chinesische Mittagsessen, Göthildens Fest! Na, wenn wir alle diese Feste glücklich überleben, so können wir auf ein langes Leben hoffen" —

Hier wurde Bruder durch die kräftige Stimme des Generals unterbrochen, die über die ganze Gesellschaft weg gehört wurde. Der General rief mit munterem Ton:

„Aber ich habe noch etwas zu besorgen, ehe ich mein Conto hier in der Welt abschließe. Und es ist eine ganz verdammt ernsthafte Geschichte. Göthilda!"

Hierbei fielen seine starken, scharfen Blicke wie die Adler auf Göthilda, die ungeachtet ihrer bekannten Geistesgegenwart und Entschlossenheit sich in diesem Augenblick von einer Macht ergriffen fühlte, der sie nicht widerstehen konnte. Sie ahnte eine bevorstehende Gefahr; sie erbleichte und fühlte ihre Knie unter dem Eindruck des Schicksals zittern, dem sie jetzt entgegengehen sollte.

Der General fuhr fort, sie mit seinen Blicken zu fixiren, während ein feines, fast unmerkliches Lächeln um seine festen und entschlossenen Lippen schwebte. Sie schienen sagen zu wollen:

„Ja ja! Jetzt halte ich Dich fest! Nun wollen wir mit einander aufheben! Nun sollst Du das Deinige erhalten!"

Nachdem er lange genug gezögert hatte, um die Blicke aller Anwesenden gespannt auf sich und auf Göthilda zu richten, fuhr er fort:

„Göthilda! Du wirst Dich erinnern, daß Du mir das Recht gegeben hast, Dich zu geben, wem ich will. — — Ich übe dieses Recht gegenwärtig aus und gebe Dich, Göthilda Dahlberg, die Tochter meiner Schwester (Göthilda holte tief Athem) meinem Brudersohn Jarl Herkules, der um Deine Hand gebeten hat und den ich hiermit zu meinem Erben erkläre, zur Ehe.

Göthilda, gib mir Deine Hand! — So! — Ohne Umstände! Dieser junge Mann will Dich haben und ich will Dich ihm geben. Habe ich ein Recht dazu, wie?"

„Ja, Mutterbruder, Du hast ein Recht dazu!" antwortete nach einer Pause Göthilda entschlossen, indem sie vortrat und dem General ihre Hand gab. „Aber ich habe ein Recht über mein Leben und dieses Leben nehme ich mir, wenn ich nach Rußland reisen und den Mutterbruder und Alles, was ich lieb habe, verlassen soll. Ich würde dort sehr bald sterben und demnach ist es gleich, ob ich früher oder später aus dem Leben gehe. Mag also geschehen, was der Mutterbruder vor seinem Gewissen verantworten kann!"

„Mein einziges verteufeltes Mädchen!" rief der General, indem er Göthilden zu sich emporhob und wiederholt küßte. „Mein Zaubermäuschen, meine kleine Canaille, meine Götha-Prinzessin! Du bist und bleibst bei mir im Leben wie im Tod, Satansmädchen! Kannst Du Dir denn denken, daß ich Dich nach Sibirien schicken würde? — Nein, da sollte mich lieber der Teufel holen! Und der günstige Herr hier hätte Dich, Gott straf' mich, nicht gekriegt, und wenn er zehnmal mein Bruderssohn wäre, wäre er nicht ein Schwede mit Leib und Seele. Und jetzt wird er schwedischer Bürger und mein eigener Sohn, wie Du mein eigenes Mädchen bist. Nun? Was hast Du noch zu sagen? Hast Du vielleicht etwas gegen diesen jungen Mann, der Dich liebt, der Dich heirathen will und den Du auch liebst, wie ich weiß? Ja, das thust Du! Das habe ich Dir angemerkt. Und wenn Du es noch nicht thust, so wirst Du sehr bald dahin kommen, es zu thun. Verlaß Dich auf mich! Ich kenne den Jungen. Er ist brav. Und schweigen kann er, wie ein Mann. Das gefällt mir besonders an ihm. Er hat die Gedanken seines Herzens in Bezug auf Dich, er hat meine Zusage Deiner Hand so lange verschwiegen — — Nun, hast Du

etwas gegen ihn, so rede! Immer heraus mit der Sprache!"

„Nein — nicht gerade — aber," stammelte Göthilda in sehr großer Befangenheit.

„Wischi Waschi! Sprich schwedisch! — Ja oder Nein!" unterbrach sie der General.

„Alles oder Nichts, Göthilda!" sagte Jarl Herkules und sah sie mit einem herzlichen und zugleich lustigen Gesicht auf eine Weise an, die für Göthilden unwiderstehlich war.

„Nun denn — Alles!" rief sie. „Mag es sein, wie der Mutterbruder will!"

Sie reichte Jarl ihre Hand und wir haben sie stark im Verdacht, daß ihr Herz, trotz des russischen Kaisers und trotz ihres uns bekannten Hasses, der Hand schon den halben Weg vorangelaufen war. Und in der Eisenhand des Generals Herkules wurde ihre Hand mit der des Junker Jarl vereinigt.

Der General sah sich unter den Anwesenden um und rief heiter auffodernd:

„Ist Jemand unter uns, der gegen die Verlobung meiner Schwestertochter Göthilda Dalberg mit meinem Brudersohn Jarl Herkules etwas einzuwenden hat?"

„Sein Vater dürfte wol wenigstens ein Wort mit hineinzureden haben!" sprach plötzlich eine fremd klingende Stimme, die nicht mehr Staunen unter den Versammelten hätte erregen können, wenn sie vom Himmel gekommen wäre.

Und in die Mitte des Zimmers trat ein bejahrter Mann von hübschem Aussehen, gerader, etwas steifer Haltung, frischer Farbe und mildem, ernstem Ausdruck. Er war in bürgerlicher Kleidung, aber auf seinem schwarzen Frack glänzte eine goldene Tapferkeitsmedaille, wie sie der General Herkules trug. Unmittelbar hinter ihm — jedoch unweit der Thür — stand ein Mann von etwa funfzig Jahren, ebenfalls in bürger-

lichen Kleidern, mit einem behaglichen, fetten, runden und äußerst jovialen Gesicht.

Der Aeltere von beiden, welcher der Gebieter zu sein schien und von Augustin begleitet wurde, trat mit langsamen Schritten weiter vor ins Zimmer und richtete seine Blicke unverwandt auf den General Herkules, der fast in der Mitte des Gemachs stand und dessen kräftige Gestalt in ihrer militairischen Pracht stark in die Augen fiel. Der General hatte sich beim Klang der fremden Stimme hastig emporgerichtet und seine Augen auf den Eintretenden gewandt, denselben ununterbrochen anstarrend. So trat ihm der Fremde näher, reichte ihm, als er noch einige Schritte vom General entfernt war, die Hand entgegen und sprach mit einer Stimme, die von tiefer Rührung zeugte:

„Kennst Du mich nicht mehr, Bruder Wolmar?“

Der General erblaßte, erblaßte fürchterlich und ließ seinen Blick fest auf dem Andern ruhen. Die Augen schienen ihm aus ihren Höhlen dringen zu wollen. Er sah ganz verstört aus und eine düstere Spannung bemächtigte sich aller Anwesenden. Endlich erhob der General seine Hand und drückte sie wie krampfhaft an seine Stirn; dann streckte er dieselbe aus und betastete die Brust seines Bruders. Man sah deutlich, daß er heftig zitterte.

„Da war es!“ sprach er zu sich selbst und indem seine Hand das Hemd seines Bruders auseinander zog, wurde auf der entblößten Brust desselben eine große, tiefe Narbe sichtbar.

„Sie ist zugeheilt, Wolmar!“ sagte Der mit der Wunde sanft. „Erkennst Du mich nun?“

„Ja!“ versetzte der General Herkules.

Und nun überwältigte ihn die Bruderliebe, die er seit dreißig Jahren zurückgehalten hatte, mit einem Male.

„Alter Junge — Bruder! Bist Du es?“ rief er,

preßte den Angekommenen in seine Arme und küßte ihn weinend. „Alter Junge — Bruder! Gott verzeihe Dir und mir!“

Es war in der That rührend, die beiden Brüder zu sehen.

„Und Du kommst selbst!“ rief der General. „Dank Dir dafür! Ich danke Dir, Bruder!“

„Ich mußte doch bei der Hochzeit meines Sohnes gegenwärtig sein!“ entgegnete der Bruder. „Es war mir nicht genug, meine Erlaubniß und meine Glückwünsche hierher zu schicken. Ich mußte Dich nochmals sehen, Wolmar; ich mußte sehen, ob Du es noch über Dich gewinnen könntest, böse auf mich zu sein!“

„Der Teufel, das ist wahr!“ rief der General heftig. „Das hätte ich beinahe vergessen! Und doch, der Teufel mag wissen, wohin der Dorn gekommen ist, den ich gegen Dich in der Brust hatte. Ich fühle ihn nicht mehr. Aber — hol' mich der Satan, warum erinnerst Du mich daran? Nun fällt mir Alles wieder ein! Ja, Arthur, wie konntest Du so handeln? Wie konntest Du so“ —

„Ich habe nach meinem Gewissen und nach meiner Ueberzeugung gehandelt, Wolmar,“ unterbrach ihn der Andere ruhig und fest. „Aber,“ setzte er mit wehmüthigem Ausdruck hinzu, „daß Du nicht daran glauben wolltest, daß Du mein Feind geworden bist, das hat mich tiefer geschmerzt, als ich sagen kann. Und daß Du nicht einmal auf die Briefe geachtet hast, die ich Dir geschrieben habe, daran hast Du unrecht gethan, Wolmar.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht selbst anfange, dies zu glauben!“ rief der General unruhig.

„Ja, daran hast Du unrecht gethan!“ fuhr sein Bruder fort. „Seitdem ich aufhörte, die Waffen für Schweden zu tragen, habe ich keine Waffe wieder getragen. Ich habe auf dem Gute meiner Väter als ein friedlicher Bürger gelebt, ich habe die Erde Finnlands

veredelt, ich habe den Samen der Veredlung in finnischen Herzen ausgestreut. Ich bin Gott und meinem Vaterland treu gewesen und habe mit meinem Gewissen Frieden."

„Friede denn, mein Bruder! Friede in Ewigkeit zwischen uns! rief der General mit starker Stimme und schüttelte die Hand seines Bruders.

„Und wenn ich nicht Alles so ansehen kann, wie Du," fuhr er fort, „wenn ich nicht in Allem Deine Ueberzeugung theilen kann, so will ich sie wenigstens ehren. Ich weiß ja, daß sie aus einem redlichen Herzen kommt. Die Menschen sehen nur Manches. Gott sieht Alles. Er mag urtheilen. Basta! — Aber Deinen Sohn darf ich behalten! Darüber sind wir doch einig? Du hast noch fünf oder sechs Kinder, nicht wahr? Jarl wird also mein Sohn und Erbe. Er ist ein tüchtiger Junge und wird ein braver Mann werden — und, was das Schweigen anlangt, da ist er ein wahrer Teufel! Er hat dem Mädchen hier die Gedanken seines Herzens, mir aber Deine Ankunft verschwiegen wie eine Mauer. Aber höre, Du Satanskerl, das war doch fast zu viel! — Und da ist seine Braut, Arthur! Das ist Göthilda, meine eigene Tochter, ein braves Mädchen, das kannst Du mir glauben. Es ist Kern in ihr, und Herz und Mark! Ich gebe Dir Erlaubniß, sie zu küssen, mein Bruder!"

Das geschah.

Und nun kam ein junger Junker Herkules und ein junges Fräulein Herkules und noch ein kleines Fräulein Herkules zum Vorschein, die den Vater begleitet hatten, um das „liebe Schweden" zu sehen und mit auf Bruder Jarls Hochzeit zu sein.

Sie wurden der Familie vorgestellt. Und der General Herkules umarmte und küßte sie alle und das Jüngste nahm er in seine Arme empor. Es war ein allerliebstes Mädchen von ungefähr sieben Jahren, das

Herzblättchen ihres Vaters. Sie sah unbefangen und fröhlich mit ihren hellen, blauen Augen den greisen Krieger an. Nach einer Weile wurde sie auf seine Orden aufmerksam, ergriff seine Tapferkeitsmedaille mit der einen Hand und rief, indem sie mit der andern Hand auf ihren Vater zeigte: „Der Papa hat einen Bruder dazu!"

„Da hast Du Recht, mein Engel," sprach der General, küßte das Kind so innig, daß es weinte, setzte es dann auf die Erde nieder und fuhr fort, indem er seinen Arm auf die Schultern seines Bruders legte:

„Weißt Du noch, Bruder, als wir die Medaille kriegten? Erinnerst Du Dich noch an den Tag bei Kymmene-elf im Jahre 1789? So lange ich lebe, werde ich diesen Tag nicht vergessen! Wir waren müde vom Tag- und Nachtmarsch. Der Feind mit seinen Kanonen stand oben auf der Höhe, wir unten auf der Ebene zwischen Sümpfen. Aber der König ritt vor die Fronte und fragte, ob wir uns an diesem Abend noch schlagen wollten. Alle riefen Ja! Und wir schlugen uns. Es ging heiß her, höllenheiß! Aber nach einigen Stunden standen wir auf der Höhe und der Feind floh über die Ebene. — Du, Bruder, und ich, wir waren beide schwer verwundet worden, aber wir hatten eine Fahne erobert! — Weißt Du noch, Bruder, als wir neben der blutigen Fahne standen, selbst blutend, aber fröhlich in unserm Gemüth! Weißt Du noch, wie der König Gustav zu uns geritten kam und vor Aller Augen zu uns sprach? Da erhielten wir diese hier (der General legte bei diesen Worten seine Hand auf die Tapferkeitsmedaille) und unsere Lieutenantsepauletten. Denkst Du noch an diesen Abend, Arthur — der Abendhimmel stand wie in Flammen — und unsere Herzen auch — als das «Te deum» auf dem Schlachtfeld gesungen wurde — fühlten wir unsere Wunden?

Wir waren damals jung!"

Der General sah seinen Bruder mit glänzenden, thränenfeuchten Blicken an. Er schwieg eine Weile und sprach dann weiter:

„Ja, das war damals! Das war ein schöner Tag; das erste Siegesfest! So wie mir damals zu Muthe war, ist mir lange hinterher, an einem andern größeren Tage noch einmal zu Muthe gewesen!“

Der General hielt wieder eine Weile inne, während seine kriegerischen Erinnerungen vor dem Auge seines Geistes emporstiegen. Seine Augen glänzten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Alle lauschten wartend. Es war so still im Zimmer, daß man eine Fliege konnte summen hören. Aber es summte keine.

Der General Herkules fuhr fort:

„Es war in der großen Völkerschlacht bei Leipzig. Es war an dem Tage, an welchem Napoleon von den Völkern geschlagen wurde, die sich gegen ihn erhoben hatten, als er sie vernichten wollte. Damals hatten Schweden und Russen gemeinschaftliche Sache gemacht. „Einer für Alle und Alle für Einen!“ war die Losung. Unser Kronprinz Karl Johann führte die Schweden an. Das war eine Anführung, die sich hören ließ! Ihr hättet ihn sehen sollen, als er auf seinem schneeweißen Schimmel die Linie entlang galoppirte, schön und prächtig wie ein Kriegsgott, und uns mit Blicken ansah, die ein Feuer in unserer Brust hätten anzünden können, wenn es gefehlt hätte. Aber es fehlte nicht. Es brannte himmelhoch in uns. Es galt ja der Freiheit der Völker. Sie war es, für die wir kämpften!

Himmel und Hölle! Welch' ein Tag war es, als wir Leipzig stürmten! Schon seit drei Tagen hatte die Schlacht geschwankt. Nun sollte sie entschieden werden. Eine halbe Million Menschen stand unter den Waffen, angeführt von den mächtigsten Herrschern, von den größten Heerführern der Welt.

Es war am neunzehnten October. Von frühem

Morgen an donnerten die Kanonen, dann wurde die Stadt mit gefälltem Bayonett gestürmt. Mittags waren wir in der Stadt. Da floh Napoleon und sprengte die Elsterbrücke hinter sich mit einem Krachen in die Luft, daß die Erde bebte. Wir Schweden waren unter den Ersten, welche in die Stadt stürmten. Viele von den Unseren fielen, aber wir drangen mit Hurrahgeschrei vorwärts. Das waren heiße Stunden! Sturmmarsch, Trommelwirbel, Hörnerklang, Schüsse ließen sich von allen Seiten hören. Ueberall schlugen oder verfolgten wir den Feind. Um zwei Uhr war kein Franzose mehr in der Stadt. Friedlich zogen die Kaiser Franz und Alexander, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden neben einander als Sieger in die Stadt. Kinder! Ich hatte ihn gesehen, als er bei Großbeeren auf einer Schütte Stroh saß, ruhig und sicher wie ein Gott, seine Befehle austheilend und Eilboten aussendend — und damals sah ich, was ein großer Feldherr zu bedeuten hat. Ich war vielmals im Getümmel der Schlacht in seiner Nähe gewesen und hatte seinen Muth und seine Geistesgegenwart bewundert. Auch diesmal, in der Stunde des Sieges, war ich ihm nahe und sah ihn ruhig, mild, großdenkend, edelmüthig gegen die Besiegten. Wir standen auf derselben Stelle, an welcher früher unser großer Gustav Adolf für Volks- und Glaubensfreiheit gekämpft hatte und als Befreier begrüßt worden war. Und so wurden wir auch jetzt begrüßt! Jubelgeschrei, Segenswünsche, Freudenthränen begrüßten uns. Aus allen Fenstern wehten weiße Tücher. Donnerndes Vivatrufen erfüllte die Luft. Ja, da war es der Mühe werth, zu leben! Die Sache der Gerechtigkeit, der Freiheit, des Volkes hatte gesiegt! Und wir hatten für dieselbe gesiegt! Das ging wie ein frischer Lebensstrom durch unsere Adern. Es ist etwas Schönes, solche Stunden zu erleben, bei solchen Scenen gegenwärtig zu sein! Man hat etwas Großes erlebt! Man

hat aber auch gesehen, was menschliche Größe ist! Man weiß und erkennt, daß die Menschen blos Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind! Man hat die Macht der Großen, man hat aber auch ihren Fall gesehen! Ja, Kinder, und wir alle werden fallen, in Staub zerfallen — aber — Gott der Allmächtige lebt!"

Ueberwältigt von seinen Gefühlen brach der General kurz ab, fuhr sich mit der Hand über die Augen und schleuderte die Thränen hinweg. Sie erglänzten in der Luft wie Diamanten. Aergerlich über seine eigene Rührung stampfte er auf den Fußboden und rief:

„Nein, das ist heute nichts! Wir haben an ganz andere Dinge zu denken. Ein Hurrah für das Vaterland, für den König und für uns selbst! Geigen und Trompeten und dazu eine tüchtige Polska! Kommt, Kinder, nun soll es teufelmäßig losgehen!"

Und es ging!

Alle kamen in Bewegung. Dort tanzte der General Herkules mit dem jungen Fräulein Herkules, hier tanzte Ifvar mit seiner jungen Braut, da Bruder mit seiner jugendlichen Gattin, daß ihnen die Haare flatterten. Und im Nebenzimmer sah man den Korporal Stolt mit seinem wiedergefundenen Freund, dem Korporal Glad, tanzen, während Maja voll Herzenslust die glückliche Hanna herumschwenkte und Louise mit den Tischen und Stühlen herumhüpfte und sprang.

So tanzte man durch die Mitternacht, so tanzte man bis zu Ende des Festes auf die vergnügteste Weise von der Welt.

Sich verbeugend, neigend, lächelnd, händedrückend, küssend, dankend und glückwünschend nahmen die Gäste Abschied. Arm in Arm, fröhlich und innig, marschirte Stolt mit seinem Freund und Waffenbruder in seine neue Wohnung. General Herkules hatte seinen Bruder mit sich genommen und dessen Bett neben dem seinigen aufschlagen lassen. Beide Brüder sollten nun, wie in

ihren frühlingsgrünen Jugendtagen, in demselben Zimmer liegen, über Sonst und Jetzt sprechen und ihre geöffneten und versöhnten Herzen aufs neue jung sein lassen. Aber schlafen — — konnte keiner von ihnen die ganze Nacht hindurch.

Alles war stumm und still in Björkö geworden. Augustin und Hedwig befanden sich allein noch in dem festlich geschmückten Saale.

„Endlich treffen wir uns!" rief Augustin, als er die letzten scheidenden Gäste bis an die Thür begleitet hatte, indem er auf Hedwig zueilte. „Nun werde ich Dich doch ein Stündchen haben!"

„Aber Du wirst sehr ermüdet sein, Augustin?" fragte sie unruhig, indem sie seine Hand ergriff.

„Ich — müde?" rief Augustin mit seinem engelsgleichen Lächeln. „Mir ist vielmehr, als sollte ich Dir noch etwas vortanzen! Ich fühle mich so leicht, so froh — und — ich habe Dich so unbeschreiblich lieb! — Nun wollen wir uns zusammen freuen! Dieser Tag ist reich in vielfacher Beziehung gewesen! Wie günstig und hoffnungsvoll sieht Alles für uns, für unsere Pläne und Unternehmungen aus! Um vollkommen glücklich zu sein, fehlt mir nur noch eins" —

Augustins Blick ruhte bei diesen Worten liebevoll forschend auf Hedwig.

„Und das ist?" frug sie, indem sie ihn ebenfalls anblickte.

„Die gewisse Ueberzeugung," fuhr Augustin fort, „daß auch Du Dich vollkommen glücklich und zufrieden fühlst! Ich habe Dich oft darnach fragen wollen, allein ich habe immer gezweifelt — gefürchtet! Aber jetzt, Hedwig, muß ich es wissen. Sage mir, Hedwig, kannst Du den Geliebten Deiner Jugend, Deinen Ludovico, ohne Schmerz, ohne Kummer an der Seite einer Andern sehen?"

„Ist es nichts weiter?" sagte Hedwig lächelnd. „O,

so kannst Du ganz glücklich sein! Ja, Augustin, ich kann in Wahrheit sagen, daß ich ihn ohne den leisesten Wunsch, es möchte anders sein, sehen kann. Ich bin fröhlich und dankbar deshalb, daß er glücklich an der Seite einer liebenswürdigen Gattin ist und daß ich frei von der Versuchung, von der Qual bin, der ich preisgegeben gewesen sein würde, wenn er unverheirathet und mit seinen früheren Gefühlen zurückgekehrt wäre. Sieh, Augustin, der Gedanke an Dich, die Freude über Dich hat alle meine übrigen Gefühle, außer denen für unsern engeren und weiteren Geschwisterkreis, gänzlich aufgezehrt. Ich wünsche jetzt nichts Höheres, als an Deiner Seite wie bisher zu leben!"

„Nun, Gott sei Lob und Dank!" rief Augustin und drückte die Schwester in der Fülle seines Herzens an seine Brust. „Dann begegnen sich unsere Wünsche auf die glücklichste Weise in der Welt! Wie hübsch ist es, meine theure Hedwig, daß Du mich so lieb haben kannst! Deshalb kann ich selbst etwas auf mich halten! Hedwig! Auch über uns ist eine Vollendung gekommen! Siehst Du das Sternbild dort oben über uns? Es ist das Haus der Geschwister, es sind die Zwillinge, die einander in den Armen ruhend still die Luft durchsegeln mit ihren schönen Doppelsternen! Die Sage erzählt, ein Geschwister habe mit dem andern seine unsterbliche Seele getheilt und deshalb seien beide unter die Götter aufgenommen worden. Das ist unser Sternbild, Hedwig! Ich erinnere mich eines Abends — schon vor längerer Zeit — da sahen wir es auch über uns. Aber damals waren wir betrübt, ungewiß über uns selbst, zweifelhaft über unsere Zukunft. Jetzt — jetzt sind wir unser so gewiß, so hell wie die Himmelskinder dort oben und auch so innig verbunden!"

Hedwig hatte still ihr Haupt an die Brust ihres Bruders gelehnt, während dieser sprach; und er hatte seinen Arm um sie geschlungen. Sie sagte kein Wort,

aber auf ihrer reinen Stirn, in ihrem hellen Blick lag der Friede des Himmels in seiner Fülle.

Von dem Fenster, an welchem die beiden Geschwister standen, hatte man eine freie Aussicht über die Anhöhen, auf welchen sich die Hütten der Arbeiter erhoben. Der Vollmond ergoß sein Licht über sie. Die Höhen erglänzten in seinem Strahl. Die Luft war still und mild wie in einer Sommernacht und die Heimchen zirpten im thauigen Grase.

Augustins Blick ruhte auf den emporsteigenden Wohnungen. Inniger schmiegte er sich an die geliebte Schwester an. Eine lange Weile stand er so schweigend neben ihr. Endlich sprach er:

„Für Alle, Hedwig! Wolltest Du das nicht? O wie schön, daß das schönste Glück des Lebens von Allen besessen werden kann! — — Freiheit, Sicherheit, ein friedlicher Wirkungskreis, Frieden im Gemüth, Frieden in der Heimat! Dabei einen Freund im Himmel, den größten und besten! Und einen Freund neben sich auf Erden, einen Freund — wie Du!“

Der Geburtstag.

Ein neues Fest stand wieder in voller Blüte auf Björkö. Es war der Geburtstag des Mutterbruders Herkules. An diesem Tage sollte er nach Göthildens Ansichten mit lauter Ueberraschungen und lustigen Unternehmungen erfreut werden. An diesem Tage sollten Göthilda und Jarl in der Kirche öffentlich aufgeboten werden. Schon früh am Morgen glänzte das ganze Haus von Blumen und Kränzen; und heller als gewöhnlich tönten die Kirchenglocken durch die frosthelle Luft.

Im Gartensaal war der Fußboden mit Wachholderzweigen bestreut, auch der Tisch zum Frühstück bereits gedeckt und mit Waffeln, Schaalkuchen und ausgesuchtem Kaffeebrot besetzt.

Am frühen Morgen schlichen sich Göthilda und die kleine Karin leise mit einem Kranz von Lorberen mit Immortellen durchflochten an die Thür des alten Generals. Göthilda hatte die Zeit abgepaßt, in welcher der General, nachdem er etliche Stunden gelesen oder gearbeitet hatte, gewöhnlich ein kleines Schläfchen auf seinem Lehnstuhl zu machen pflegte. Sie öffneten geräuschlos die Thür und — ja, richtig! Der General saß vor seinem Arbeitstisch, in den alten gothischen Arm-

stuhl zurückgelehnt, und schlummerte sanft, das Haupt auf die Brust herabgebeugt. Auf dem Tisch vor ihm lag seine „Bibel Karls des Zwölften" aufgeschlagen, neben ihm der „Thorshammer," dessen Stiel in seiner Hand ruhte.

Ifvars junge Gattin und Göthilda schlichen auf den Zehen hinzu, setzten vorsichtig den Kranz auf das Haupt des Greises und zogen sich mit leisen Schritten zurück, nicht wenig entzückt darüber, daß ihnen die Sache so gut gelungen war, ohne daß sie den Mutterbruder geweckt hatten.

Sie begaben sich dann zu ihren Geschwistern und Freunden, die sich unterdessen in einem Nebenzimmer versammelt hatten. Augustin hielt in seinen Händen ein großes, reich mit Silber beschlagenes Trinkhorn, das von den Geschwistern als Ehrengeschenk für den Mutterbruder Herkules bestimmt war. Und alle zusammen stimmten sein fröhliches Lieblingslied an:

„Die alten Schweden tranken vergnügt aus ihrem Horn."

Bei den frischen lieben Tönen dieses Liedes sollte der alte Graf erwachen und sich freuen. So war es vorher bestimmt. Aber — der General erwachte nicht.

Es war ein schöner Anblick, den ausdrucksvollen Kopf des Greises mit dem grünen Lorberkranz auf dem silberweißen Haar zu sehen. Die Morgensonne warf ihr Gold darauf. Die Immortellen glänzten wie Sterne in dem dunkelgrünen Laub.

Das Lied war zu Ende gesungen.

„Es ist merkwürdig, daß er nicht erwacht! Wollen wir das Lied noch einmal singen?" sagten die Geschwister.

„Der Kaffee wird kalt!" klagte Hedwig mit einem leichten Anflug von Bekümmerniß.

„Geh' Du hin und küsse ihn, Göthilda!" sprach Augustin. „Er wird es nicht übel nehmen, wenn Du ihn auf diese Weise weckst; das verspreche ich Dir."

Göthilda trat vor und drückte ihre Korallenlippen auf die Stirn des Greises. Aber sie fuhr schnell zurück. Seine Stirn war so seltsam kalt.

Bei der Bewegung, die Göthilda machte, sank die rechte Hand des Generals vom Tisch herab und gleichzeitig fiel der Hammer mit einem lauten Krachen auf den Boden des Zimmers. Sein Haupt sank seitwärts, so daß es an Göthildens Brust ruhte.

Göthilda blickte den Schlafenden forschend an. Drauf begann sie heftig zu zittern und große, schwere Thränen fielen aus ihren Augen auf seinen Scheitel.

Die Anderen traten näher.

„Todt? — Todt?“ flüsterte es ängstlich und unheimlich im Kreise der Geschwister.

So war es! Der Mutterbruder Herkules sollte auf Erden nicht wieder erwachen!

Und alle die Kinder, die er so sehr geliebt und gehegt hatte, traten zu ihm und küßten ihn innig unter Thränen.

Aber Göthilda lag vor seinen Knien und umfaßte dieselben in heftigem, bitterem Schmerz.

„Es ist sein Geburtstag, Göthilda!“ sprach Jarl Herkules zu ihr, indem er sie sanft emporhob. „Sein Geburtstag im höchsten und schönsten Sinn. Nun ist sein letztes Gebet erfüllt. Er wird uns segnen von seinem Himmel herab und wir müssen ihn durch unser Leben auf der Erde erfreuen!“

Der General Herkules wurde in Gemäßheit seiner Anordnungen begraben.

Er lag in seinem Sarge auf frischen, duftenden Tannenzweigen, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Frisch und grün ruhte der Lorberkranz auf seiner freien

Stirn. Er war noch im Tode schön. Alte Krieger, der arme Stolt darunter, trugen ihn zu Grabe. Und um das Grab herum stand eine große Familie von Geschwistern und eine zahlreiche Menge Volks aus dem Stand der Handwerker, Männer und Weiber mit ihren Kindern. Der kinderlose Greis wurde wie ein Vater beweint und betrauert.

Niemand beweinte und betrauerte ihn jedoch mehr als Göthilda. Alles, was ihm am liebsten gewesen war, nahm sie unter ihre Aufsicht und Pflege, seine Pferde, seine Hunde, seinen Stock, seine alte Bibel, seine kriegerischen Erinnerungszeichen und den „Thorshammer". Oft in ihren vertraulichen Gesprächen mit den Geschwistern spricht sie von ihm, erneuert das Andenken an seine Eigenthümlichkeiten und ruft ihnen die Begebenheiten ins Gedächtniß zurück, die während seines Aufenthalts im Hause der Geschwister vorgefallen sind. Ihr Mann hat an ihm einen gefährlichen Nebenbuhler und muß sehr oft von seiner Gattin die Worte hören:

„Du bist ein recht hübscher Mann und ich habe Dich sehr lieb; aber so hübsch wie der Mutterbruder Herkules wirst Du doch nie!"

Göthilda selbst wurde nie so hübsch oder tüchtig, wie ihr Name foderte; sie wurde nie ein Typus des „Weibes in ihrer Vollkommenheit". Aber sie wurde mit allen ihren Unvollkommenheiten, ihren tragischen und komischen Aus- und Einfällen, ein äußerst braves, redliches, herzliches, unterhaltendes Weib und ein großer Liebling aller Mitglieder der Gesellschaft.

Sie wurde völlig ausgesöhnt mit ihrem Schicksal, obgleich ihr Mann fortfuhr, sie häufig zu ärgern, indem er, wenn sie sich gar zu viel auf ihn zu Gute thun wollte, seine Haarlocke herunter in die Stirn strich und sich ein möglichst albernes Ansehn gab.

Was sollen wir noch weiter von der neuen Gesellschaft und deren Mitgliedern erzählen?

Wir weisen in dieser Beziehung auf die Prophezeiung der klugen Seherin hin. Denn merkwürdig genug — in der Hauptsache gingen deren Worte wirklich in Erfüllung.

Was sie jedoch vergessen hat in Bezug auf Louise und Eli zu bemerken, wollen wir hinzufügen.

Eli wurde ein ausgezeichneter Künstler. Er reiste nie nach Rom, aber er gewann einen Preis in Rom, als der treueste Darsteller des nordischen Lebens und der nordischen Natur.

Louise hielt ihm Haus, war glücklich in seinem und in der kleinen Karin Glück, behielt und vermehrte ihre köstliche gute Laune, glänzte wie eine Sonne unter den Hausräthinnen und erzählte lachend und weinend in einem Athemzuge sehr gern von den „Leiden und dem Glück der Ollonberg'schen Familie".

Die Geschwister Ollonberg verdienten aber auch ihr Glück schon dadurch, daß sie stets mit der edelsten und vielleicht auch seltensten aller Tugenden — der Dankbarkeit — an der Familie Dalberg hingen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über unsere brave Maja und deren Schicksal, über welche uns die Sibylle ebenfalls in Unklarheit gelassen hat.

Diese treue Dienerin blieb ihr ganzes Leben hindurch — und dieses reichte fast an hundert Jahre — in dem Dalberg'schen Hause und trachtete nach keiner andern Ehre und Würde (obgleich ich kaum glaube, daß es eine andere gibt) als der einer wahrhaft treuen Dienerin. Sie erlebte große Ehre und Freude an ihrem Pflegekind Hanna, an ihrer Herrschaft — den sämmtlichen Geschwistern — und an deren Kindern, die außerordentliche Zuneigung gegen sie zeigten. In ihrem Alter that sie sich auf die Anziehungskraft, welche sie für die Kinder hatte, viel zu Gute. Und allerdings war sie fast immer von einer Kinderschar umgeben.

Auch von ihrer Hanna können wir nur Gutes sagen.

Sie war ein braves, hübsches Weib und verlor von beiden Eigenschaften nichts, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, den der Korporal Stolt mit Freude und Stolz auf seinen Armen wiegte.

Unser poetischer Meister Dalerin verfertigte zum Tauffest dieses Sprößlings die gefühlvollsten Verse, die seiner Feder jemals entflossen waren. Sie fanden so viel Beifall, daß sie unter Glas und Rahmen gebracht, an der Wand aufgehangen und mit einem Kranz von Buchsbaum umgeben wurden.

Aber, freundlicher Leser, ich fürchte Dich zu sehr in Anspruch zu nehmen und darum — lebe wohl!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible] nachdem er einen [illegible] zur Welt [illegible] mit Freude [illegible] auf seinen [illegible].

[illegible]

[illegible] — lebt wohl!

Druck von [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Skizzen aus dem Alltagsleben

Bd.: [10,3]

Leipzig 1848

P.o.rel. 7462-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038549-3